

Franz von Assisi

„Gigant der Heiligkeit“

Papst Benedikt XVI. hat den heiligen Franz von Assisi (1181/82-1226) als eine der herausragendsten Gestalten der Kirchengeschichte bezeichnet. Über die Kirche hinaus fasziniere er bis heute durch die Art, wie er die Ideale der Armut, der Hilfsbereitschaft, der Fröhlichkeit, der Brüderlichkeit und der Liebe zur Schöpfung gelebt habe. Der Gründer des Franziskanerordens habe deutlich gemacht, dass der Glaube und das Evangelium alle Grenzen überschritten, sagte der Papst bei seiner Generalaudienz am 27. Januar. Mit seiner Reise 1219 zum muslimischen Sultan in Ägypten sowie ins Heilige Land sei Franziskus inmitten der Kreuzzüge für einen Dialog der Liebe und der Wahrheit eingetreten. Damit habe er eine neue Epoche eröffnet, „die wir nun eigentlich so richtig beginnen sollten“, sagte der Papst in seiner Predigtreihe über große Kirchengestalten des Mittelalters.

Vor mehreren Tausend Gläubigen in der vatikanischen Audienzhalle sagte der Papst, die Etappen der Biografie Franziskus‘ zeigten, wie Gott den reichen Kaufmannssohn und ehrgeizigen Ritter allmählich zur Bekehrung geführt habe. Er habe auf sein Erbe verzichtet, dann eine Zeitlang als Einsiedler gelebt und 1208 mit 27 Jahren die Berufung zur Glaubensverkündigung verspürt. Franziskus habe die Kirche in schwieriger Zeit reformieren und erneuen wollen, unterstrich Benedikt XVI., und er habe dies in Gemeinschaft mit dem Papst getan. Franziskus war ein „echter Gigant der Heiligkeit“, der weiterhin sehr viele Menschen allen Alters und aller Religion fasziniert, sagte der Papst. Das Zeugnis des Heiligen, der die Armut geliebt habe, um Christus mit Hingabe und in Freiheit zu folgen, sei eine Einladung zu einer „inneren Armut“, um im Vertrauen zu Gott zu wachsen. Dazu gehörten auch ein nüchterner Lebensstil und eine Loslösung von materiellen Gütern.

In dieser Ausgabe

P. Anselm Grün 65 Jahre Der Glücksfall	5
Hilfe für Heimkinder Hotline mit Signalwirkung	7
Canisius-Kolleg Berlin „Tiefe Wunden“	8
„Jahr der Stille“ In aller Ruhe zu sich kommen	9
Ordensstifterin Mary Ward Frauen und keine Fräulein	16
P. Dominique Pire OP Brückenbauer und Nobelpreisträger	19
Einkehrtage zu Karneval „Auf der Suche – nicht auf der Flucht“	22
Buchtipps Jesuiten im Zweiten Weltkrieg	25

Gedanken zur Zeit

„Im gegenwärtigen Priester-Jahr richten sich meine Gedanken besonders an euch, liebe Priester, als ‚Diener der Kranken‘, Zeichen und Werkzeug des Mitleidens Christi, das jeden Menschen, der vom Leiden gezeichnet ist, erreichen soll. (...) Die an der Seite der Kranken verbrachte Zeit erweist sich als gnadenreich für alle anderen Dimensionen der Seelsorge.“

Papst Benedikt XVI.

Mary-Ward-Messe uraufgeführt

München. Zum 400-jährigen Bestehen des katholischen Frauenordens Congregatio Jesu ist am 24. Januar in München eine Messe uraufgeführt worden, die der Ordensgründerin Mary Ward gewidmet ist. Sie erklang bei einem Festgottesdienst in der Jesuitenkirche St. Michael. Komponiert hat das Werk für Orgel und Frauenchor der Augsburger Musiker Wolfgang Thoma (47). Dabei verwendete er auch Originalzitate Mary Wards (1585-1645). Papst Benedikt XVI. sprach der geistlichen Pionierin am 19. Dezember 2009 die Verehrungswürdigkeit zu. Thoma studierte Schul- und Kirchenmusik an der Hochschule für Musik in München, unter anderen bei Franz Lehnrdorfer. Seit 1992 unterrichtet er in seiner Heimatstadt Augsburg am Musischen Gymnasium Maria Stern sowie an der Universität. Die Congregatio Jesu mit ihren rund 2.000 Mitgliedern weltweit zählt zu den klassischen Schulorden der katholischen Kirche. Sie unterhält Bildungseinrichtungen für Mädchen und junge Frauen. Mary Ward errichtete 1627 die erste Niederlassung ihres Ordens in Bayern. Die Gemeinschaft, die zunächst unter dem Namen „Englische Fräulein“, später als „Maria-Ward-Schwwestern“ bekannt wurde, nahm nach vielen innerkirchlichen Widerständen 2004 die Konstitution des Jesuitenordens in vollem Umfang an. Dies war das erklärte Ziel der Ordensgründerin. (Siehe auch S. 16)

St. Ottilien hilft Mitbrüdern in Haiti

St. Ottilien. Die Missionsbenediktiner im oberbayerischen St. Ottilien helfen ihren Mitbrüdern in Haiti mit 20.000 Euro aus ihrem Katastrophenfonds. Das Geld kommt dem Priorat Morne Saint-Benoit zugute, das rund 65 Kilometer nördlich von Port-au-Prince liegt. Den dort lebenden Ordensleuten sei nichts passiert, so Erzabt Jeremias Schröder am 22. Januar. Das Kloster könne daher Erdbebenopfern helfen. Erste Flüchtlinge aus der zerstörten Hauptstadt seien schon aufgenommen worden, darunter 15 Waisenkinder. Das Priorat Morne Saint-Benoit wurde 1981 vom bretonischen Kloster St. Guenole in Landevennec gegründet. Der Abt des Mutterklosters, Jean-Michel Grimaud, hält sich derzeit zu einer Visitation in Haiti auf und hat das

Erdbeben miterlebt. – Der Katastrophenfonds der Kongregation von St. Ottilien wurde 1987 gegründet. Damals gab es eine Schlammlut in Südtansania. In den vergangenen Jahren konnte mit diesen Mitteln schnelle Nothilfe etwa bei Dürrekatastrophen in Afrika geleistet werden.

Haiti: Orden stellen Opferbilanz auf

Vatikanstadt. Von den in Haiti tätigen Orden gibt es eine erste Opferbilanz. Nach vatikanischen Medienberichten vom 18. Januar kamen in verschiedenen Schulen des Salesianerordens vermutlich rund 250 Schüler gemeinsam mit einem Laienangestellten und zwei Seminaristen bei dem Erdbeben ums Leben. Der Montfortanerorden verlor zehn Seminaristen und einen Pater; aus dem weiblichen Zweig der Gemeinschaft starben drei Ordensfrauen, drei weitere Vermisste sind wahrscheinlich ebenfalls tot. Die Viatoristen haben eine tote Angestellte und drei verletzte Ordensmitglieder zu beklagen, während von den Don-Bosco-Schwwestern eine Ordensfrau Verletzungen erlitt. Die Redemptoristen überstanden das Beben zwar mit erheblichen Gebäudeschäden, aber ohne Todesopfer. Ein Ordensmann der Gemeinschaft wurde verletzt.

Hilfe für minderjährige Flüchtlinge

München. Die Salesianer Don Boscos nehmen sich in München minderjähriger Flüchtlinge an. Die neue Initiative mit dem Titel „Projekt Life“ bietet elf jungen Leuten zwischen 16 und 21 Jahren in einer Wohngruppe eine neue Heimat. Den Jugendlichen, die ohne Begleitung von Eltern oder Verwandten nach Deutschland geflohen sind, soll bei ihrer Zukunftsgestaltung geholfen werden. Neben drei Einzel- und vier Doppelzimmern stehen den jungen Leuten zwei Küchen, ein Gemeinschaftsraum, Duschen und Toiletten zur Verfügung. Im Jugendwohnheim Salesianum können sie außerdem einen Billard-Raum und Fitnessgeräte nutzen. Das Salesianum ist eine Einrichtung der Deutschen Provinz der Salesianer Don Boscos und besteht seit 1919. Es bietet 400 Jugendlichen während ihrer Schul- und Ausbildungszeit Unterkunft. Damit gehört die Einrichtung zu den größten Jugendwohnheimen in Deutschland.

Kloster Wechselburg

Nach dem guten Start neue Pläne

Wechselburg. Die Anlage von Kloster und Schloss Wechselburg ist beeindruckend. Verschiedene Bauten, grundgelegt in der Romanik, im Barock maßgeblich neu gestaltet, gruppieren sich um die Basilika. Das romanische Gotteshaus mit seinem beeindruckenden Lettner ist eine der großen Wallfahrtskirchen im Bistum Dresden-Meißen.

Die malerisch im Tal der Zwickauer Mulde gelegene Anlage hatte es auch Benediktinern der bayerischen Abtei Ettal angetan. Anfang der 1990er Jahre gründeten sie hier ein neues Kloster. In ihrem Bildungshaus für Familien und Jugendliche wollen sie Orientierung geben, Raum für Ruhe und Besinnung schaffen. Ihre Angebote sind stark nachgefragt. Mehr als 9.000 Übernachtungen pro Jahr, davon 90 Prozent durch Gäste aus Sachsen, sind der Beleg.

Zu den traditionellen Wallfahrten kommen Angebote für Einkehrtage, besonderes die Wechselburger Samstage. Die Teilnehmer beten einen Tag mit den Benediktinern und denken mit ihnen über ein Thema nach. Ebenso beliebt sind die vierteljährlich stattfindenden Jugendvespern. Außerdem gibt es regelmäßig Konzerte in der Kirche, Führungen und Informationsveranstaltungen.

Keine Kulisse

Die Kulisse für ein mittelalterlich anmutendes Event möchten die Benediktiner allerdings nicht sein. Deshalb reagierten sie sofort, als ein Investor genau das – nostalgische Erlebnisgastronomie – in dem leerstehenden Torhaus, das die Basilika zum Marktplatz hin abschottet, plante.

Dem Förderverein des Klosters gelang es, den Vorbesitzer mit einer Alternative zu überzeugen. Der mit rund 200 Mitgliedern bundesweit noch relativ kleine Verein brachte die fünfstellige Kaufsumme zusammen. Er erwarb die beiden halbverfallenen Gebäude und erarbeitete ein Sanierungs- und Nutzungskonzept. Jetzt sucht er Helfer bei der Umsetzung. Klosterladen und Heimatmuseum sollen im

Haus bleiben, ein Klostercafé dazu kommen. Das ist nach Angaben der Benediktiner ein erster Schritt, der bis Ostern zu verwirklichen ist.

Außerdem sollen Ferienwohnungen entstehen. Für die vier exklusiv geplanten Maisonetten direkt über dem Torbogen sollen noch Paten gefunden werden. Mit deren Engagement sollen die etwa 250.000 Euro an erforderlichen Eigenmitteln abgesichert werden. Den Rest der auf etwa 800.000 Euro geschätzten Gesamtkosten hofft der Verein über Fördergelder abzudecken.

Politische Unterstützung

Dabei kann er auf breite politische Unterstützung rechnen. So waren die CDU-Abgeordneten der Region im Landes-, Bundes- und Europaparlament schon da, haben Lage und Pläne begutachtet und ihre Unterstützung zugesagt. Während die Wechselburgs Bürgermeisterin Renate Naumann und der Landtagsabgeordnete Thomas Schmidt schon heute voller Lob für die durch das Kloster gewachsene touristische Attraktivität des Ortes sind, rechnen der Bundestagsabgeordnete Marco Wanderwitz und der Europaabgeordnete Peter Jahr mit weiteren Bauvorhaben.

Obwohl die Ordensniederlassung mit sechs Mönchen relativ klein ist, wird der Platz im bisher genutzten Neuen Schloss wegen ihrer vielen Programmangebote bereits eng. Irgendwann muss nach ihrer Einschätzung das Alte Schloss saniert und bezogen werden. Der Bau gehört dem Landkreis und steht nach dem Auszug einer Kinderpsychiatrie seit 2005 leer.

Eine Sanierung ist allerdings dringend erforderlich. Eine vom Kloster in Auftrag gegebene Studie zeigt, wie die Angebote des Bildungshauses hier modern erweitert werden könnten. Auch die Ordensbrüder hätten ihren notwendigen klösterlichen Rückzugsraum. Doch das ist noch Zukunftsmusik. Benediktinerklöster müssen sich traditionell selbst tragen. Die Sanierung des Alten Schlosses würde nach bisherigen Schätzungen jedoch um die zwölf Millionen Euro kosten.

Jens Daniel Schubert

„Nicht anerkannt“

Paderborn. Das Erzbistum Paderborn hat sich von der Benediktinergemeinschaft Porta Westfalica-Eisbergen distanziert. Es handele sich nicht um eine „vom Bischof oder Papst anerkannte Ordensgemeinschaft der katholischen Kirche“, erklärte das Erzbistum in Paderborn. Mit der Stellungnahme reagierte die Erzdiözese auf Zeitungsberichte, in denen die Gemeinschaft als „kleinstes Kloster Deutschlands“ porträtiert worden war. Die von der Gemeinschaft gefeierten Gottesdienste und gespendeten Sakramente seien kirchenrechtlich nicht erlaubt, hieß es weiter. Katholischen Gläubigen sei untersagt, an diesen teilzunehmen beziehungsweise diese zu empfangen. Die Gemeinschaft ist nach Angaben des Erzbistums bis heute nicht Mitglied der weltweiten benediktinischen Konföderation. Zwar gebe es von Seiten der Mitglieder Bemühungen um eine Aufnahme, jedoch liege ein entsprechendes Gesuch „bis zur Stunde nicht bei dem als Ortsbischof der Gemeinschaft zuständigen Erzbischof von Paderborn vor“.

St. Ottilien gründet Stiftung

St. Ottilien. Die Erzabtei St. Ottilien hat eine eigene Stiftung gegründet. Damit wollen die Missionsbenediktiner ihre kirchliche, soziale und karitative Arbeit stärken, wie das Kloster am 18. Dezember mitteilte. Der Grundstock des Stiftungsvermögens betrage 200.000 Euro, Zustiftungen und Vermächtnisse seien möglich. Der Vorstand bestehe aus dem jeweils amtierenden Erzabt, Cellerar und Prior.

Bistum mietet Abtei Weingarten

Rottenburg. Die Diözese Rottenburg-Stuttgart mietet ab 1. Juli vom Land Baden-Württemberg die Gebäude der Benediktinerabtei Weingarten. Das Bistum kann somit darüber bestimmen, was in der traditionsreichen Klosteranlage künftig passiert. Die Vereinbarung regelt auch, dass die Außenstelle der Akademie der Diözese ihre Räume in der ehemaligen Klosteranlage weiter nutzen kann. Die Liegenschaften der Abtei waren mit der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts in das Eigentum des württembergischen Königs-

hauses und später des Landes übergegangen. 1922 war ein Teil der Gebäude den Benediktinern zur Errichtung einer Abtei zur Verfügung gestellt worden. Ende September 2009 hatte der Orden nach knapp 1.000 Jahren die Schließung des Klosters angekündigt, dem zuletzt noch vier Mönche angehörten. Die Klosterkirche ist Deutschlands größte Barockbasilika. Land und Bistum wollen „die überregionale Bedeutung des Klosters für die Kulturlandschaft Oberschwabens erhalten“. Die Aufrechterhaltung des geistlichen Standorts habe „absolute Priorität“. Bischof Gebhard Fürst zeigte sich erfreut, dass Weingarten ein Ort der Seelsorge und des geistlichen Lebens bleiben könne. Er wolle sich weiterhin darum bemühen, dass auch die Tradition des Ordenslebens fortgesetzt werde.

„Fruchtbarer Dialog mit Atheisten“

München. Für einen „fruchtbaren Dialog“ zwischen Gläubigen und Atheisten hat sich der Münchner Jesuit P. Christian Kummer ausgesprochen. Zugleich warnte er am 14. Dezember vor einer wachsenden Militanz in der öffentlichen Auseinandersetzung um die Gottesfrage. Neue Atheisten wie der britische Biologe Richard Dawkins positionierten sich nicht mehr nur gegen fanatische Auswüchse der Religion, sondern sähen im Gottesglauben selbst die „Wurzel allen Übels“. Zielscheibe seiner Angriffe sei aber ein „krudes Gottesbild“. Die Gläubigen sollten sich auf einen „spannungsfreien Umgang“ mit naturalistischen Erklärungsversuchen des Religiösen einlassen, empfahl der Naturphilosoph. Es gebe eine reichhaltige Palette von Argumenten, die man zur Kenntnis nehmen könne, ohne gleich der Versuchung zu erliegen, sie als unzureichend abzutun. Gläubige hätten dabei keinen Erkenntnisvorsprung. Offenbarung sei kein höheres eingegossenes Wissen, „sondern eine Option, eine Hoffnung“. Dass das Religiöse konstitutiv für praktisch alle Kulturen der Welt sei, könne der Gläubige als Zeichen dafür nehmen, dass seine Hoffnung berechtigt sei, sagte Kummer. Letztlich stünden Gläubige wie Atheisten aber „vor derselben Wand der Unkenntnis“. - Kummer lehrt an der Münchner Hochschule für Philosophie und ist Spezialist für naturwissenschaftliche Grenzfragen zu Philosophie und Theologie.

Mönch und Bestsellerautor

Der Glücksfall

„Ich wünsche mir, dass in meinem Nachruf stehen wird, dass er ein weites Herz hatte und dass er die Menschen geliebt hat, für die er die Bücher geschrieben hat“, notiert Anselm Grün. Einen eigenen Nachruf zu verfassen, könne Klarheit schaffen, was im eigenen Leben zähle. Vom Glückspater, Volksprediger oder gar Guru kann keine Rede sein. Grün sieht sich nicht als solchen, auch wenn die Vorträge des Benediktiners aus Münsterschwarzach stets ausverkauft sind, Manager seine Seminare besuchen und seine Bücher zu den Bestsellern christlicher Literatur gehören.

„Für mich persönlich besteht die Kunst darin, die christlichen Geheimnisse so zu beschreiben, dass die Menschen merken: Das entspricht meiner tiefsten Sehnsucht“, erklärt der am 14. Januar vor 65 Jahren im fränkischen Junkershausen als Wilhelm Grün geborene Pater. Im Elektrogeschäft seines Vaters in München half er früh mit. Dort sammelte der Junge Erfahrungen, die er später als wirtschaftlicher Leiter der Abtei Münsterschwarzach brauchen sollte. In das Kloster trat er mit 19 Jahren ein.

Eigentlich wollte Grün als Seelsorger in die Mission gehen. Stattdessen machte sich der Ordensmann nach seiner Promotion in Theologie noch an ein Studium der Betriebswirtschaft in Nürnberg. Seit 32 Jahren ist er nun Cellerar, Chef eines mittelständischen Unternehmens mit fast 300 Mitarbeitern in 20 Betrieben. Verantwortlich dafür, dass für das Kloster, die Gehälter und für das ordenseigene Gymnasium mit rund 1.000 Schülern immer genug Geld da ist.

Dabei ist der Mann mit dem grauen Rauschbart, den langen Haaren und der schwarzen Kutte selbst eine wichtige „Einnahmequelle“ und somit ein Glücksfall für die Abtei. Mit seinen Büchern, die teilweise im klösterlichen Vier-Türme-Verlag erscheinen, kommt Grün auf 250 Titel. Die Auflage umfasst mehr als 16 Millionen Exemplare in 32 Sprachen. Er schreibt vor allem Ratgeber-Literatur. Allein sein Buch „50 Engel für das Jahr“ von 1997 hat sich mehr als eine Million Mal verkauft.

Doch nur sechs Stunden pro Woche findet Grün Zeit für die Arbeit an seinen Werken.

„Ich bin dankbar für den Erfolg und für die Resonanz meiner Bücher, weil ich spüre, dass sich die Menschen nach einer Spiritualität sehnen, die nicht bewertet und moralisiert, sondern in eine christliche Erfahrung führt.“ So definiert der Autor sein Erfolgsgeheimnis, das ihn auch zum gefragten Vortragsredner macht. Drei bis vier Vorträge pro Woche hält Grün in Deutschland, und nahezu jedes Mal fährt er in der Nacht noch zurück ins Kloster, um dann um fünf Uhr früh bei der Morgenhohe dabei zu sein.

Dazu kommen Seminare, nicht nur für Manager. Auch sie sind meist ausgebucht. Grün hat eine Fangemeinde wie wohl kaum ein anderer Geistlicher in Deutschland. Dies ging so weit, dass er vor einer Stalkerin gerichtlichen Schutz suchen musste, die ihn bis in die Abteikirche belästigte. Der Pater hat aber auch Kritiker. Sie werfen ihm vor, nicht das Christentum zu vermitteln, ja es zu verfälschen. Überhaupt sei seine Theologie zu esoterisch. Der Erfolg Grüns ruft eben auch Neider hervor.

Als der Seminarleiter für Manager zugab, während der Wirtschafts- und Finanzkrise Geld des Ordens an der Börse verloren zu haben, wurde er prompt von einer großen Boulevard-Zeitung zum „Verlierer des Tages“ erklärt. Geärgert habe ihn das, bekennt Grün. Aber er habe es auch als Chance begriffen: „Das tut meinem Image ganz gut, nicht immer nur als der Erfolgreiche zu gelten. Ich nehme es als spirituelle Herausforderung, zu Misserfolgen zu stehen.“

Seine wichtigste Aufgabe als Autor und Vortragsreisender sei es, spirituell Suchenden den Reichtum der christlichen Botschaft und Tradition zu vermitteln, sagt der Benediktiner. Was wäre, wenn keiner mehr seine Bücher lesen oder seine Vorträge hören wollte? „Es wäre eine Herausforderung“, bekennt Grün, „einfach in aller Stille und für mich selbst zu lesen, zu überlegen, was mich trägt, dem Geheimnis Gottes und des Menschen nachzuspüren“.

Christian Wölfel

P. Anselm Grün OSB

„Ich bin dankbar für mein Leben“

Anselm Grün, Benediktinerpater und Bestseller-Autor, ist am 14. Januar 65 Jahre alt geworden. Im KNA-Interview spricht er über seine Zukunft, die der Kirche und über die Kritik an ihm und seinen Büchern.

KNA: P. Anselm, Sie sind im deutschsprachigen Raum der erfolgreichste christliche Autor unserer Zeit. Haben Sie Angst, es könnte einmal anders sein?

Grün: Ich habe ein Buch über das Älterwerden geschrieben. Mit dem Älterwerden ist das Loslassen verbunden. Mir ist klar, dass ich nicht ewig der erfolgreichste Autor sein kann. Es werden andere nachkommen. Und meine Vorträge werden irgendwann nicht mehr überfüllt sein. Damit rechne ich und darauf stelle ich mich innerlich ein. Das ist dann konkret das Loslassen, von dem ich geschrieben habe. Was es dann in der Realität mit mir macht, das kann ich nicht sagen.

KNA: Ihr Erfolg ruft auch Kritik hervor. Sie seien zu esoterisch, heißt es etwa. Und auch Neider gibt es. Wie gehen Sie damit um?

Grün: Wenn Kritik kommt, versuche ich das berechnete Anliegen aufzugreifen. Aber wenn ich spüre, dass die Kritik nur dazu dient, sich mit meinen Gedanken nicht auseinander setzen zu müssen, dann lasse ich die Kritik beim anderen. Meine Botschaft ist rein christlich. Sie hat mit Esoterik nichts zu tun. Aber ich versuche, die christliche Botschaft in einer Sprache zu verkünden, die suchende Menschen anspricht, auch Menschen, die bisher in der Esoterik gesucht haben.

KNA: Sie sprechen auch immer wieder über die Zukunft der Kirche – was muss sich aus Ihrer Sicht ändern, etwa in der Ökumene und bei der Zulassung zum Priesteramt?

Grün: Bei der Ökumene braucht es mehr Offenheit und Bereitschaft, aufeinander zuzugehen. Das ehrliche Ringen um theologischen Konsens muss zusammengehen mit dem Wissen, dass keiner von uns die Wahrheit besitzt, sondern dass Gott allein die Wahrheit ist, wir

alle aber nur auf dem Weg zur Wahrheit sind. Der immer größere Mangel an Priesterberufen fordert die Kirche heraus, nach anderen Zugängen zum Priesteramt zu suchen, zum Beispiel für verheiratete Männer oder – auch wenn das nicht so schnell gehen kann – irgendwann einmal für Frauen.

KNA: Sie sind ein gefragter Referent bei Managern und als Cellerar für die wirtschaftlichen Belange des Klosters verantwortlich. In den Bistümern wird über sinkende Einnahmen geklagt - was raten Sie denen für die Zukunft?

Grün: Die mangelnden finanziellen Einnahmen verlangen nach kreativen Ideen, einmal, wie wir auf andere Weise zu dem notwendigen Geld kommen, etwa Fundraising und kreative Geldanlagen, zum anderen, welche Schwerpunkte wir bei unserem kirchlichen Engagement setzen wollen.

KNA: Wenn Sie sich an Ihr bisheriges Leben zurückerinnern, was würden Sie aus der heutigen Sicht anders machen?

Grün: Ich bin dankbar für mein Leben. Ich würde nichts anders machen. Meine Erfahrung ist: wenn ich mich einlasse auf das, was von mir gefordert wird, dann ergeben sich auch Möglichkeiten, die eigenen Träume zu verwirklichen. Ich wollte nicht Cellerar werden. Aber ich habe mich eingelassen. Und so ist mein Leben fruchtbar geworden. Und viele andere Fähigkeiten, die mir wichtig waren, wie Seelsorge oder Bücherschreiben, konnten trotzdem aufblühen.

Interview: Christian Wölfel

„Ungeheure Ausmaße“

Mainz. Menschenhandel und damit verbundene Zwangsprostitution hat die Gründerin und Leiterin der Frauenhilfsorganisation SOLWODI, die Sr. Lea Ackermann, angeprangert. Der Handel mit Frauen und Kindern habe ungeheure Ausmaße angenommen, ihre Menschenrechte würden von gesetzlosen Verbrechern mit Füßen getreten, sagte Ackermann in Mainz. Sie äußerte sich in ihrem Festvortrag bei einer Veranstaltung zum internationalen Tag der Menschenrechte am 8. Dezember.

Hilfe für Heimkinder

Hotline mit Signalwirkung

Köln. Es geht um ein klares Signal: Die Deutsche Bischofskonferenz hat eine Telefon-Hotline für ehemalige Heimkinder eingerichtet, die in katholischen Einrichtungen der Nachkriegszeit körperliches oder seelisches Leid erlitten haben. Unter der Nummer 0180/41 00 400 stehen zwei Berater als erste Ansprechpartner bereit: Bei ihnen sollen ehemalige Heimkinder ihre Lebensgeschichte erzählen und seelsorgliche und psychotherapeutische Hilfe erhalten können. Auf Wunsch sollen weitere Hilfen und Kontakte zu örtlichen katholischen Beratungsstellen angeboten werden. Die Hotline ist montags, mittwochs und freitags von 9 bis 18 Uhr erreichbar. Zusätzlich gibt es auch eine Online-Beratung im Internet.

Die Botschaft ist klar: „Die katholische Kirche ist für die Heimkinder erreichbar und ansprechbar“, sagte P. Hans Langendörfer SJ, der Sekretär der Bischofskonferenz, in Köln bei der Vorstellung des zunächst auf ein Jahr angelegten Projekts. Mit der Hotline wolle die Kirche ein klares Signal setzen, dass sie sich den Erwartungen ehemaliger Heimkinder stellen und sie bei der Aufarbeitung ihrer Lebensgeschichten unterstützen wolle. „Das ist keine billige Masche“, betonte er,

Mehr als 800.000 Jungen und Mädchen waren nach Schätzungen bis in die 70er Jahre in kirchlichen oder staatlichen Heimen untergebracht, darunter 250.000 bis 300.000 in katholischen. Es müsse klar erkennbar sein, dass sich die Kirche vorbildlich mit dem Thema auseinandersetze, heißt es im Umfeld der Bischofskonferenz. Mit Schauern blickt man nach Irland: Dort hatte der im vergangenen Mai veröffentlichte Ryan Report gezeigt, dass über Jahre mehr als 2.000 Kinder in kirchlichen Einrichtungen misshandelt, geschlagen oder auch sexuell missbraucht worden waren. Irland galt lange als „das katholische Land“. Durch diesen Skandal haben die Kirche und besonders die Orden ihre moralische Autorität fast völlig eingebüßt.

Langendörfer und auch die Vertreterin der Deutschen Ordensobernkonzferenz, Sr. Sara

Böhmer, sind sich bewusst, dass das neue Hilfsangebot nicht unproblematisch ist. Kirchliche Einrichtungen hätten in den 50er und 60er Jahren in manchen Fällen ihrem Auftrag nicht entsprochen, die Würde der ihnen anvertrauten Kinder zu schützen und ihre Entwicklung zu fördern, räumte Langendörfer ein. Und Böhmer, die dem Orden der Dominikanerinnen angehört, stellte die rhetorische Frage: Warum sollen sich Heimkinder, die durch Ordensmitglieder und Kirchenmitarbeiter Leid erfahren haben, ausgerechnet an eine kirchliche Stelle wenden? Zugleich bekräftigte sie die Bereitschaft der Orden, zur Aufklärung beizutragen. „Die Lebensgeschichten der Heimkinder sind auch unsere Lebensgeschichten“, sagte sie. Viele Ordenseinrichtungen hätten eigene Forschungsprojekte und Aufklärungsbemühungen unternommen. Es gehe aber zunächst um die Schicksale einzelner Menschen. Die Orden wollten möglichst passgenaue Hilfen von der Seelsorge bis zur Psychotherapie ermöglichen.

Die Kirche will Vertrauen bei den Betroffenen zurückgewinnen. Dass die Hotline von den Experten der Ehe-, Familien- und Lebensberatung im Erzbistum Köln angeboten wird, soll Barrieren abbauen und einen Dialogprozess ermöglichen – bis zum direkten Kontakt zwischen Opfern und den Verursachern des Leids. „Wir sind selber gespannt, ob das funktioniert“, sagte der zuständige Kölner Diözesanbeauftragte für die Beratungsarbeit, Hannspeter Schmidt. Für Langendörfer ist die Hotline ein Baustein in einem langwierigen Aufarbeitungsprozess: Mehrfach haben die Bischöfe katholische Einrichtungen dazu angehalten, frühere Heimkinder bei der Aufklärung ihrer Lebensgeschichte zu unterstützen, etwa durch die Öffnung von Archiven. Verschiedene Träger haben Kontakt zu ehemaligen Heimkindern gesucht und Umfragen durchgeführt. An der Universität Bochum initiierten katholische und evangelische Kirche überdies ein Forschungsprojekt, das sich mit der Heimerziehung in der früheren Bundesrepublik auseinandersetzt. Zudem hat sich der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, mehrfach mit früheren Heimkindern getroffen. Er zeigte sich anschließend beeindruckt und betroffen von den Schicksalen.

Christoph Arens

Dokumentation

„Tiefe Wunden“

Am Berliner Canisius-Kolleg haben in den 70er- und 80er-Jahren Lehrer in großem Umfang Schüler sexuell missbraucht. Der heutige Rektor des Jesuiten-Gymnasiums, P. Klaus Mertes, wandte sich in einem Brief an rund 500 Schüler der potenziell betroffenen Jahrgänge. Die KNA dokumentiert das am 28. Januar veröffentlichte Schreiben leicht gekürzt:

„Liebe ehemalige Schülerinnen und Schüler,

in den vergangenen Jahren haben sich mehrere von Ihnen bei mir gemeldet, um sich mir gegenüber als Opfer von sexuellem Missbrauch durch einzelne Jesuiten am Canisius-Kolleg zu erkennen zu geben. Die Spur der Missbräuche zieht sich durch die 70er Jahre hindurch bis in die 80er Jahre hinein. Mit tiefer Erschütterung und Scham habe ich diese entsetzlichen, nicht nur vereinzelt, sondern systematischen und jahrelangen Übergriffe zur Kenntnis genommen. Es gehört auch zur Erfahrung der Opfer, dass es im Canisius-Kolleg und im Orden bei solchen, die eigentlich eine Schutzpflicht gegenüber den betroffenen Opfern gehabt hätten, ein Wegschauen gab. Allein schon deswegen gehen die Missbräuche nicht nur Täter und Opfer an, sondern das ganze Kolleg, sowohl die Schule als auch die verbandliche Jugendarbeit. (...)

In den Gesprächen mit einigen der Opfer habe ich besser verstanden, welche tiefen Wunden sexueller Missbrauch im Leben junger Menschen hinterlässt und wie die ganze Biographie eines Menschen dadurch jahrzehntelang verdunkelt und beschädigt werden kann. Zugleich konnte ich in den Gesprächen von den Opfern hören, wie befreiend es ist, wenn man beginnt, über die Erfahrungen zu sprechen, auch dann, wenn sie zeitlich weit zurückliegen. Es gibt nämlich Wunden, welche die Zeit nicht heilt. Seitens des Kollegs möchte ich Sie darauf hinweisen, dass der Orden 2007 eine Beauftragtenstelle eingerichtet hat, an die sich Missbrauchsopfer von Jesuiten und Angestellten von Jesuiteninstitutionen wenden können: Frau Ursula Raue, Rechtsanwältin und Mediatorin, (...) war lange Jahre Vorsitzende der deutschen Sektion von „Innocence in Danger“, einer

internationalen Organisation, die sich der Bekämpfung von Kindesmissbrauch im Internet widmet. (...) Sie ist berechtigt und verpflichtet, zusammen mit den Opfern an den Orden heranzutreten und zu vermitteln. (...)

Ich respektiere es selbstverständlich, wenn Betroffene auf Grund ihrer Erfahrungen für sich die Entscheidung getroffen haben, mit dem Kolleg, mit dem Orden und mit der katholischen Kirche zu brechen. Andererseits möchte ich gegenüber denjenigen, die den Kontakt zum Kolleg und zum Orden suchen, das Signal nicht unterlassen, dass wir ansprechbar sind. (...) Innerhalb des Jesuitenordens in Deutschland hat P. Provinzial schon vor einiger Zeit darüber informiert, dass es in der Vergangenheit unzweifelhaft Fälle von Missbrauch von Jugendlichen beiderlei Geschlechts durch einzelne Jesuiten gegeben hat. Diese Information hat bei den Mitbrüdern große Betroffenheit ausgelöst.

Neben der Scham und der Erschütterung über das Ausmaß des Missbrauchs in jedem einzelnen Fall und in der – bisher sichtbaren – Anhäufung müssen wir uns seitens des Kollegs die Aufgabe stellen, wie wir es verhindern können, heute durch Wegschauen wieder mitschuldig zu werden. (...) Es drängt sich zugleich auch die Frage auf, welche Strukturen an Schulen, in der verbandlichen Jugendarbeit und auch in der katholischen Kirche es begünstigen, dass Missbräuche geschehen und de facto auch gedeckt werden können. Hier stoßen wir auf Probleme wie fehlende Beschwerdestrukturen, mangelnden Vertrauensschutz, übergriffige Pädagogik, übergriffige Seelsorge, Unfähigkeit zur Selbstkritik, Tabuisierungen und Obsessionen in der kirchlichen Sexualpädagogik, unangemessenen Umgang mit Macht, Abhängigkeitsbeziehungen. An diesen Themen haben wir in den letzten Jahren sowohl im Orden als auch am Kolleg gearbeitet und werden es auch weiterhin tun.

Seitens des Kollegs möchte ich durch diesen Brief dazu beitragen, dass das Schweigen gebrochen wird, damit die betroffenen Einzelnen und die betroffenen Jahrgänge miteinander sprechen können. In tiefer Erschütterung und Scham wiederhole ich zugleich meine Entschuldigung gegenüber allen Opfern von Missbräuchen durch Jesuiten am Canisius-Kolleg.“

„Jahr der Stille“

In aller Ruhe zu sich kommen

„Das ganze Unglück der Menschen kommt aus einer einzigen Ursache: Nicht ruhig in einem Zimmer bleiben zu können“, schrieb schon der französische Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal. Mittlerweile liegt die Suche nach Stille, nach Pause und Einkehr im Trend. Wellnessangebote mit Stilleübungen boomen, Manager gehen auf Zeit ins Kloster, um zur Ruhe und womöglich zur Besinnung zu kommen. Von einer Initiative verschiedener christlicher Kirchen, Werke und Einrichtungen ist das Jahr 2010 zum „Jahr der Stille“ ausgerufen worden; es soll dazu anregen, die Stille als wichtigen Aspekt des Alltags neu oder erstmals bewusst zu erleben und dauerhaft in den eigenen Tagesrhythmus zu integrieren.

Die konfessionen- und kirchenübergreifende Initiative, die von mehr als 50 Partnern getragen wird, knüpft bewusst an christliche Wurzeln der Mystik und an alte Traditionen christlicher Übungswege an. Dabei können sie sich auf lange wenig beachtete Mystiker wie Meister Eckart oder den klassischen Übungsweg der Exerzitien des Ignatius von Loyola berufen. Ihnen geht es allerdings um mehr als „Wellness für die Seele“ und um ein kurzfristiges „Batterien aufladen“. Die Initiative möchte dazu ermutigen, Zeiten des Innehaltens als Rückbesinnung auf Gott als die Mitte des Lebens zu entdecken.

Gott in der Stille zu suchen, sich gelassen an Gottes Gegenwart zu freuen, Gebet und Bibellesen einzuüben und Entscheidungen aus dem Hören auf die Stille zu fällen – das gehört neben dem Einüben einer gesunden Balance zwischen Ruhe und Aktion zu den Zielen der überwiegend von evangelischen Gruppen und Werken getragenen Initiative.

„Gott zu Wort kommen lassen“

Auch von katholischer Seite wird die Wiederentdeckung der Stille begrüßt: „Die Stille ist für alle Menschen eine wichtige Erfahrung; manchmal fürchten wir sie, manchmal suchen wir sie. Für uns Christen bedeutet Stille auch, Gott zu Wort kommen zu lassen. In unserer

täglichen Geschäftigkeit kommt die Stille oft zu kurz. Das ‘Jahr der Stille’ lädt mit einem interessanten und vielfältigen Angebot ein, sich diese Erfahrung nicht entgehen zu lassen. Geben wir dem Gespräch mit Gott eine Chance!“, so Werner Höbsch, Leiter des Referates „Dialog und Verkündigung“ im Erzbischöflichen Generalvikariat Köln.

Die Bedeutung der Stille würdigte Kardinal Friedrich Wetter schon im Zusammenhang mit dem unerwartet großen Erfolg des dreistündigen Dokumentarfilms „Die große Stille“, der das Leben in einem Karthäuser-Kloster zeigt. „Erst in der Stille“, so der Kardinal in seiner Laudatio zum Film, beginne der Mensch zu hören und entdecke, worauf es ankomme. Die schweigenden Mönche zeigten, wie man mit Gott, mit sich selbst und mit der Welt im Reinen sein könne.

Keine Reparatur am laufenden Motor

Pfarrer Wolfgang Breithaupt, der Vorsitzende des Leitungskreises des Trägerkreises Jahr der Stille, zeigt die die Bedeutung der Stille gern an einem alltagspraktischen Beispiel auf: Zu DDR-Zeiten hing in Autowerkstätten das Schild: „An laufenden Motoren werden keine Reparaturarbeiten durchgeführt.“ Das gilt laut Breithaupt auch für die Stille: „In der Stille fahren wir unsere Motoren herunter und sind einfach mal nur Empfangende. Das fällt uns leistungsorientierten Menschen unglaublich schwer“, so die Erfahrung, die er als Leiter des Hauses der Stille in Weitenhagen bei Greifswald immer wieder gemacht hat.

Wer lernen will, auf den Klang der Stille zu lauschen, dem rät Breithaupt, ruhig klein anzufangen: Ein paar Minuten „Stille halten“ – möglichst ritualisiert zu einem bestimmten, persönlich passenden Zeitpunkt des Tages, das kann aus seiner Sicht der Anfang eines guten Weges sein.

Wer sich nicht allein auf dem Weg in der Stille machen will, findet vielfältige Angebote. Kirchliche Häuser der Stille, Einkehrhäuser und Klöster auf Zeit bieten Einzelgästen und Gruppen Einkehrtage und Tagungen mit Einführungen in unterschiedliche Formen der Meditation an. Hier finden Menschen, die ihre Beziehung zu sich, zu anderen und zu Gott

überdenken und innehalten möchten, Herberge und Begleitung. In „aller Ruhe“ können sie nach neuer Orientierung für ihr Leben suchen. In der Regel gibt es in solchen Häusern der Stille auch Gesprächsmöglichkeiten mit geschulten Seelsorgerinnen und Seelsorgern.

Tiefe Veränderung

Denn oft brechen in der Stille alte Fragen lautstark auf. Erfolg im herkömmlichen Sinne von dauernder Entspannung, schneller Problemlösung oder gar garantierter Gottesbegegnung allerdings verheißeln die Initiatoren des Jahres der Stille keineswegs. Renate Vosswinkel war Leiterin des ersten Hauses der Stille in der evangelischen Kirche im Rheinland in Rengsdorf. Bei der Begleitung von Menschen, die sich die Stille eingelassen haben, hat die Pfarrerin erlebt, dass auf einem geduldigen Übungsweg eine tiefe Veränderung möglich wird, zu der nicht selten gehört, dass sich alte Verhaltensmuster und Gottesbilder wandeln.

Dass ein innerer und äußerer Raum der Stille heilsam sein kann, das bestätigt auch der Neurologe Jürgen Bonnert, der in Eckenhagen an einer Rehaklinik für Patienten arbeitet, die bleibende gesundheitliche Einschränkungen verarbeiten müssen. Auf Betreiben des katholischen Seelsorgers Josef Küppershaus und seines evangelischen Kollegen Dieter Achenbach wurde in der Klinik ein ökumenischer Raum der Stille eingerichtet. „Ich erlebe immer wieder, dass Patienten sich heil fühlen, obwohl ihre Erkrankung und ihr Handicap chronisch ist, weil sie in der Stille im Bereich ihrer Spiritualität, ihrer Seele etwas völlig Neues erfahren haben“, konstatiert der Mediziner.

Karin Vorländer

www.jahrderstille.de.

Seligpreisungsverfahren eröffnet

Ingolstadt. Im Ingolstädter Münster ist am 17. Januar das seit 1949 ruhende Seligpreisungsverfahren für den Jesuitenpater Jakob Rem (1546 bis 1618) neu eröffnet worden. Der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke

stellte bei einer Vesper die für den Prozess beauftragten Personen der Öffentlichkeit vor und vereidigte sie. Auf Bitten des Jesuitenordens und im Auftrag der römischen Kongregation für Selig- und Heiligsprechungsprozesse hatte Hanke die Wiederaufnahme des Verfahrens angeordnet. Das Amt des Vizepostulators hat Stephan Koster aus Ammerfeld übernommen. Er wird unterstützt von einem Sondergerichtshof und einer Historikerkommission. In dem diözesanen Untersuchungsprozess sollen Zeugen über ihre Kenntnis des Lebens und Wirkens des Ordensmannes und seine Verehrung im Volke befragt werden. Außerdem werden Dokumente, historische Zeugnisse und Zeichen seiner Verehrung geprüft. Zum Vorsitzenden des Sondergerichtshofs ernannte Hanke den Offizial des Bistums Eichstätt, Stefan Killermann.

Rem stammte aus Bregenz und galt zu seiner Zeit als „Apostel der Jugend“. Er liegt im Ingolstädter Münster begraben und wird nach Angaben der Diözese noch heute von vielen Gläubigen verehrt. Auf ihn geht unter anderem die Gründung der ersten Marianischen Kongregation in Süddeutschland zurück. Sein Wirken als Erzieher unter den Studenten der damaligen bayerischen Landesuniversität Ingolstadt hatte große Bedeutung für die Erneuerung des katholischen Lebens in den deutschsprachigen Ländern.

Ritterorden gründet Erfurter Komturei

Erfurt. Der Ritterorden vom Heiligen Grab zu Jerusalem hat in Erfurt eine neue Komturei gegründet. Sie trägt den Namen „St. Elisabeth von Thüringen“. Ihr gehören zwei Ordensdamen, drei Geistliche und sieben Ritter aus dem Bistum Erfurt an. Die Gliederung ist Teil der ostdeutschen Ordensprovinz mit den weiteren Komtureien Berlin, Magdeburg und Dresden/Görlitz. Eine Komturei ist die kleinste regionale Einheit des Ordens, in der sich die Mitglieder regelmäßig treffen. Beim Festakt am 29. November äußerte der Erfurter Bischof Joachim Wanke seine Freude über die Gründung und ihre Benennung nach der Bistumspatronin. Vor rund 100 Ordensdamen, -rittern und Angehörigen aus ganz Deutschland betonte Wanke, die Initiative könne dazu beitragen, „das ortskirchliche Leben zu kräfti-

gen, gleichsam das geistliche Grundwasser in diesem religiös ausgetrockneten Land zu heben“. Die neue Komturei sei ein Signal, dass der christliche Glaube Gegenwart und Zukunft Thüringens mitprägen solle. Der Ritterorden vom Heiligen Grab ist ein Zusammenschluss katholischer Laien und Kleriker. Er will nach eigenem Bekunden die christliche Lebensführung seiner Mitglieder stärken und Einrichtungen der katholischen Kirche im Heiligen Land unterstützen. Die von ihm geförderten sozialen Einrichtungen und Hilfsmaßnahmen in Israel, Palästina und Jordanien stehen allen Menschen unabhängig von ihrer religiösen Überzeugung und ethnischen Herkunft offen. Pro Jahr wendet die deutsche Sektion des Ordens rund 1,5 Millionen Euro für diese Sozialprojekte auf. Weltweit ist der Ritterorden in 30 Ländern mit rund 25.500 Mitgliedern vertreten. Zur Deutschen Statthaltereirei gehören etwa 1.350 Männer und Frauen. Eine Bewerbung um eine Mitgliedschaft ist nicht möglich. Vielmehr wählt der Orden seine Mitglieder „unter geeigneten Persönlichkeiten, die Gewähr bieten, die Ordensziele zu erfüllen“.

Ahnen würdigt Hochschule Vallendar

Vallendar. Einen „festen und wichtigen Bestandteil“ der rheinland-pfälzischen Hochschullandschaft sieht Wissenschaftsministerin Doris Ahnen (SPD) in der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (PTHV). Sie begrüße es ausdrücklich, dass die PTHV mit der Fachhochschule Koblenz wie auch mit der Universität Koblenz-Landau erfolgreich und fruchtbar zusammenarbeite, sagte Ahnen in Vallendar. Sie äußerte sich in einem Festvortrag bei der Feier des Hochschulpatroziniums am „Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria“ am 8. Dezember. Nach Angaben des Mainzer Wissenschaftsministeriums fördert das Land die PTHV mit jährlich 50.000 Euro. Zudem seien der Hochschule 68.900 Euro aus dem Konjunkturprogramm II zur Verfügung gestellt worden. – Die PTHV ist eine kirchlich und staatlich anerkannte wissenschaftliche Hochschule in freier Trägerschaft mit einer theologischen und mit einer pflegewissenschaftlichen Fakultät. Sie ging aus dem 1896 eingerichteten Philoso-

phisch-theologischem Studium der Gesellschaft des Katholischen Apostolates (Pallottiner) hervor. Durch einen Vertrag vom 12. Oktober 2005 zwischen der Vinzenz Pallotti gGmbH Friedberg und der St. Elisabeth gGmbH Waldbreitbach wurden beide zu Gesellschaftern der PTHV gGmbH. Beide Gesellschafter kamen überein, in der Hochschule eine Fakultät für Pflegewissenschaft zu gründen. Durch die Vereinigung der Norddeutschen und Süddeutschen Pallottinerprovinz sowie der Österreichischen Regio am 22. Januar 2007 ging die rechtliche Vertretung der Hochschule an den Provinzial der Herz-Jesu-Provinz in Friedberg bei Augsburg über. Der Provinzial ist der „Moderator Generalis“ und zugleich der Vizekanzler der Hochschule. Großkanzler ist jeweils der Generalrektor der Pallottiner mit Sitz in Rom, derzeit P. Fritz Kretz SAC.

Gericht untersagt Abriss

Koblenz. Das unter Denkmalschutz stehende barocke ehemalige Kloster Marienberg in Boppard darf nicht abgerissen werden. Das entschied das Oberverwaltungsgericht Rheinland-Pfalz in Koblenz. Es bestätigte damit eine 2008 gefällte Entscheidung des Verwaltungsgerichts Koblenz. Der Bopparder Gebäudekomplex zählt zu den größten barocken Klosteranlagen Deutschlands (Az.: 1 A 10547/09 OVG). Das Oberverwaltungsgericht führte zur Begründung aus, ein Denkmal dürfe nur abgerissen werden, wenn seine Erhaltung dem Eigentümer nicht zumutbar sei. Die Unzumutbarkeit müsse nach dem Denkmalschutzgesetz vom Eigentümer nachgewiesen werden. Diesen Nachweis habe die Klägerin nicht erbracht. Das Gericht erinnerte daran, dass im Mai 1996 ein vom Landesamt für Denkmalschutz eingeschalteter Sachverständiger zu dem Ergebnis gekommen sei, dass die Klosteranlage grundlegend saniert werden müsse. Im Dezember 1996 habe die Klägerin das damals auf einen Wert von 5,1 Millionen Mark geschätzte Gebäude für 2,73 Millionen Mark ersteigert. Im Jahr 2007 habe sie die denkmalschutzrechtliche Genehmigung zum Abriss des Klosters beantragt, da ihr die Erhaltung der Anlage wegen der hohen Kosten nicht zumutbar sei.

Von Bari nach Würzburg

Würzburg/Aschaffenburg. Die aus Italien kommende Ordensgemeinschaft *Fraternita Francescana di Betania* übernimmt die Italienische Katholische Mission in der Diözese Würzburg. Die fünf franziskanischen Ordensbrüder und -schwestern werden nach dem für April 2010 geplanten Wegzug der Kapuziner aus Aschaffenburg in das dortige Kloster einziehen, wie die Bischöfliche Pressestelle mitteilte. Zuerst aber müsse das vom Bistum erworbene Gebäude saniert werden. Generalvikar Karl Hillenbrand und Personalreferent Heinz Geist hatten die Ordensgemeinschaft vor wenigen Monaten in Italien besucht, um sich über deren Spiritualität zu informieren. Sie liege ganz auf der Ebene des Zweiten Vatikanischen Konzils und wolle aus diesem Geist heraus neue Impulse im Ordensleben setzen, so Hillenbrand. Momentan wohnten die beiden Patres und die drei Schwestern in einem Würzburger Pfarrhaus.

„Mutter Teresa wichtigstes Vorbild“

Hamburg. Mutter Teresa von Kalkutta (1910-97) ist laut einer Studie wichtigstes Vorbild der jungen Generation in Deutschland. Fast jeder Vierte der 14- bis 29-Jährigen bezeichne die Friedensnobelpreisträgerin als Vor- und Leitbild, heißt es in der in Hamburg veröffentlichten Untersuchung der BAT Stiftung für Zukunftsfragen. „Jugendliche brauchen Vorbilder, die Werte leben oder gelebt haben“, so der Wissenschaftliche Leiter der Stiftung, Horst W. Opaschowski. Pop-Idole und Kurzzeit-Helden reichten dazu nicht aus. Jeder fünfte Befragte bezeichnete den US-amerikanischen Pastor und Bürgerrechtler Martin Luther King (1929-68) als wichtigstes Leitbild. Den indischen Freiheitskämpfer Mahatma Gandhi (1869-1948) nannten 15 Prozent der Jugendlichen vorbildlich, dicht gefolgt von dem in einem KZ umgekommenen jüdischen Mädchen Anne Frank (1929-45) mit 14 Prozent. Für gut jeden Zehnten haben die NS-Widerstandskämpfer Hans (1918-43) und Sophie Scholl (1921-43) Vorbildfunktion, für 7 Prozent erfüllt diese der Hitler-Attentäter Claus Schenk Graf von Stauffenberg (1907-44). Für die Repräsentativstudie wurden 2.000 junge Leute befragt. Laut Opa-

schowski repräsentieren Mutter Teresa, Martin Luther King oder Graf Stauffenberg Werte wie Nächstenliebe, Toleranz und Zivilcourage, die für ein selbstbestimmtes Leben und den sozialen Zusammenhalt einer Gesellschaft unverzichtbar seien. „In einer Zeit, in der ‚Super-Stars‘ von der Erlebnisindustrie regelrecht gemacht, aber genauso schnell wieder vergessen werden, sind zeitlose Ideale und Idole die wahren Helden“, so der Wissenschaftler. Diese Persönlichkeiten vermittelten Orientierungen, die Moden, Zeitgeistströmungen und manche Zeitenwende überlebten, unterstrich Opaschowski. Vor allem junge Frauen hätten Mutter Teresa als größtes zeitloses Vorbild bezeichnet, während die männliche Jugend häufiger US-Präsident John F. Kennedy (1917-63) nennt. Junge Ostdeutsche heben besonders Guerillaführer Che Guevara (1928-67) hervor, die westdeutsche Jugend hingegen favorisiert Stauffenberg.

Äbtissin gegen Adelsmacht

Münster. Frauenpower im Mittelalter: Mit Raffinesse und damals nicht unüblicher Urkundenfälschung setzte sich Adelheid, Äbtissin des Stiftes Essen im 13. Jahrhundert, gegen Männermacht durch, berichtete der Mittelalter-Experte Stefan Leenen vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) in Münster über neue Forschungsergebnisse. Graf Friedrich von Isenberg verwaltete als Vogt den großen Besitz des Stiftes und wollte diesen Posten in der Familie weiter vererben. Dagegen beanspruchte Adelheid die Vogtwahl für den Orden – mit Verweis auf die Stiftsurkunden. Diese erweiterte sie um eine Passage, die der ungebildete Adel nicht durchschauen konnte und in der sie das Wahlrecht des Stiftes betonte. Auch der Kölner Erzbischof Engelbert von Berg versuchte Leenen zufolge, die Vogtei in Kirchenhand zurückzubringen. Nach Verhandlungen mit Friedrich wurde er aber im November 1225 in Soest ermordet, wofür der Graf als Beschuldigter hingerichtet wurde. „Somit wurde Adelheid plötzlich zur lachenden Dritten, die ihre Position durchsetzen konnte“, so Leenen. Der Historiker ist Projektleiter der Ausstellung „Aufruhr 1225! Ritter, Burgen und Intrigen“, die am 27. Februar im LWL-Museum für Archäologie in Herne eröffnet wird.

P. Agustin Advinciula, in Beirut tätiger philippinischer Vinzentiner-Missionar, ist von der Regierung in Manila für seine Arbeit mit philippinischen Migranten im Libanon ausgezeichnet worden.

P. Prof. Dr. Jean-Yves Calvez SJ, französischer Sozialwissenschaftler, ist am 11. Januar im Alter von 82 Jahren in Paris gestorben. Der Marxismus-Experte und Autor zahlreicher Werke zur katholischen Soziallehre war

Die französische Post ehrt den als „Vater der Obdachlosen“ bekannten Ordensmann **Abbé Pierre** (1912-2007) mit einer Sonderbriefmarke. Die ab sofort in den Postämtern erhältliche Marke mit dem Nennwert von 56 Cent erinnere an den Tod des Ordensmannes vor drei Jahren. Es sei sehr ungewöhnlich, dass ein Verstorbener schon so kurz nach seinem Tod mit einer Briefmarke gewürdigt werde, zitierten französische Zeitungen die Philatelie-Direktorin der französischen Post, Francoise Eslinger. Laut den Zeitungsberichten nutzt die von Abbé Pierre gegründete Emmaus-Stiftung die Herausgabe der Marke zu einer Postkartenaktion an Premierminister Francois Fillon. Der Staat solle Unterkünfte für Obdachlose schaffen und ein würdiges Aufnahmезentrum für afghanische Flüchtlinge einrichten, sei die Forderung auf der Karte. Abbé Pierre war seit den 1950er Jahren einer der bekanntesten Vorkämpfer gegen soziale Ausgrenzung in Frankreich. Die Emmaus-Bewegung ist heute in mehr als 30 Ländern mit weit über 300 Gemeinschaften vertreten.

von 1967 bis 1971 Jesuitenprovinzial für Frankreich und dann bis 1983 Assistent des früheren Jesuiten-Generaloberen P. Pedro Arrupe SJ (1907-91).

P. Dr. Markus Graulich SDB (45), Kirchenjurist aus dem Bistum Limburg sowie seit Juni 2008 Stellvertretender Kirchenanwalt am Höchstgericht der Apostolischen Signatur, ist vom Papst zum Berater der Weltbischofssynode zum Thema Naher Osten im Oktober berufen worden.

P. Alois Greiler übernimmt zum 1. März die Aufgabe des Regionalobern der Region Deutschland der Maristen. Er löst im Amt **P. Fritz Arnold** ab.

Der Lehrkörper an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benediktbeuern (PTH) hat Verstärkung bekommen. Nach der Ernennung von drei neuen Professoren verfügt die Ordenshochschule über 18 habilitierte Dozenten. **P. Joachim Hagel OPraem** (48) aus Münster, promovierter Volkswirt und Theologe, übernimmt die ordentliche Professur für Moraltheologie und Christliche Sozialethik. **P. Stefan Oster SDB** (44) lehrt in der PTH künftig Dogmatik. **Jürgen Werlitz** (48) aus Frankfurt wurde zum Honorarprofessor für Altes Testament ernannt.

P. Dieter Knoche MSF ist vom Provinzkapitel der Missionare von der Heiligen Familie (MSF) zum neuen Provinzial gewählt worden. Er folgt **P. Egon Färber**, der seit 2004 das Amt des Provinzials innehatte.

Sr. Juvenalis Lammers (71), Franziskanerin in Berlin, hat für ihre Betreuung aidskranker Menschen durch einen ambulanten Hospizdienst das Bundesverdienstkreuz erhalten. Zusammen mit **Sr. Hannelore Huesmann** gründete Lammers 1997 den ambulanten Hospizdienst „Tauwerk“ und arbeitete dort ehrenamtlich mit. Er hat heute zwei hauptamtliche und mehr als 30 ehrenamtliche Mitarbeiter.

Sr. Maria Georg Loos CPS ist neue deutsche Provinzoberin der Missionsschwestern vom Kostbaren Blut. Das Provinzkapitel in Paderborn wählte sie zur Nachfolgerin von **Sr. Uta Bodesheim CPS**.

P. Dr. William C. McInnes SJ, in den USA ehemaliger Präsident der von den Jesuiten getragenen Hochschulen Fairfield University im Bundesstaat Connecticut (1964-73) und dann bis 1977 der Universität von San Francisco/Kalifornien, ist am 8. Dezember im 87. Lebensjahr gestorben. Von 1977 bis 1999 war er zudem Vorsitzender der in Washington ansässigen Vereinigung der Jesuiten-Colleges und Universitäten.

P. Beda Müller OSB, einer der Pioniere der Ökumene, ist am 29. November im Alter von

95 Jahren in der Benediktinerabtei Neresheim in Baden-Württemberg gestorben.

Sr. Maria Pfadenhauer (68), seit 40 Jahren für eine Schweizer Gemeinschaft von Laienmissionaren als Krankenschwester und Katechetin in Haiti tätige Ordensfrau aus dem Erzbistum Bamberg, gehört nach Angaben

Sr. Margareta Gruber OSF (48) wird die erste Inhaberin eines deutschen Theologielehrstuhls in Jerusalem. Der von der deutschen Regierung finanzierte neu geschaffene „Laurentius-Klein-Lehrstuhl für Biblische und Ökumenische Theologie“ wird am 4. Februar in Anwesenheit von Bildungsministerin Annette Schavan in der Dormitio-Abtei auf dem Zionsberg eingeweiht. Es handelt sich um die erste deutsche Theologie-Dozentur im Nahen Osten. Der Lehrstuhl wurde für das ökumenische „Theologische Studienjahr Jerusalem“ bei der Benediktinerabtei Dormitio geschaffen. Er ist nach Abt Laurentius Klein OSB benannt, der das Studienjahr 1973 ins Leben rief. Das in dieser Form einzigartige Programm bietet deutschsprachigen katholischen und evangelischen Studenten die Möglichkeit, zwei Semester im Heiligen Land zu studieren. Schwerpunkte sind Bibelwissenschaften, Ökumene und interreligiöser Dialog sowie christliche Archäologie. Bisher haben mehr als 900 Studenten das von kirchlichen Institutionen und dem Deutschen Akademischen Austausch Dienst geförderte Angebot wahrgenommen. Akademischer Träger ist die theologische Fakultät der benediktinischen Hochschule San Anselmo in Rom. Nach Angaben Grubers wird das ökumenische Projekt durch den neuen Lehrstuhl weiter aufgewertet. Die baden-württembergische Neutestamentlerin arbeitet seit August 2009 als Dekanin des Studienjahres. Vorher lehrte sie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Pallottiner in Vallendar.

des Ordinariats zu den deutschen Überlebenden des Erdbebens am 13. Januar.

Sr. Maria Begona Sancho Herreros OVM ist neue Superiorin des vatikanischen Klosters „Mater Ecclesiae“. Mit sechs weiteren Salesianerinnen (Orden von der Heimsuchung Mariens) hat die Spanierin den Konvent für drei Jahre von den Benediktinerinnen übernommen, die das von Johannes Paul II. 1994 in den vatikanischen Gärten eingerichtete Kloster für das kontemplative Ordensleben, nach fünf Jahren turnusgemäß verlassen haben.

P. Dr. Herrmann Schalück OFM (70), früherer Präsident des Internationalen Katholischen Missionswerks „missio“ Aachen (1998-2008), gehört zu den 20 Persönlichkeiten, die mit dem Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen ausgezeichnet worden sind.

Prof. Dr. Bernhard Stoeckle OSB, von 1977 bis 1983 Rektor der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität, ist am 15. Dezember im Alter von 82 Jahren im oberbayerischen Ruhpolding gestorben. Nach der Priesterweihe 1952 wirkte er zunächst als Lehrer an der Schule seines Ordens. Danach lehrte er Fundamentaltheologie an der Päpstlichen Hochschule San Anselmo in Rom, nach seiner Habilitation Christliche Ethik in Salzburg. Von 1970 bis 1992 war er Professor für Moraltheologie in Freiburg. Nach seiner Emeritierung kehrte der gebürtige Münchner nach Bayern zurück und übernahm die Seelsorge auf der Insel Frauenchiemsee. Zuletzt war er in Vachendorf bei Traunstein tätig. Zu den Hauptwerken Stoeckles gehören das in mehrere Sprache übersetzte „Wörterbuch christlicher Ethik“, das moraltheologische Standardwerk „Handeln aus dem Glauben“ sowie das „Wörterbuch ökologischer Ethik“. Stoeckle gehörte der Glaubenskommission der deutschen Bischöfe von 1979 bis 1986 an. Für seine wissenschaftliche Arbeit erhielt er viele Ehrungen im In- und Ausland.

P. Hans Weibel (45) aus Luzern ist von der Schweizer Provinz der Steyler Missionare für weitere drei Jahre in seinem Amt als Provinzial bestätigt worden. Auf Antrag des Provinzrates entschied das Provinzkapitel, dass künftig auch Laien am Kapitel teilnehmen können. Dabei handelt es sich um Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bereich der Medien und des Verlagswesens, aber auch um Vertreter von Gruppierungen, die eng mit den Steyler Missionaren zusammenarbeiten.

Bald neue Selige

Vatikanstadt. Papst Benedikt XVI. hat seinen Vorgängern Pius XII. (1939-58) und Johannes Paul II. (1978-2005) den heroischen Tugendgrad zuerkannt. Damit ist das Seligsprechungsverfahren für beide Päpste einen entscheidenden Schritt weitergegangen. Vor einer Seligsprechung ist jedoch noch der Nachweis einer Wunderheilung erforderlich. Im Heiligsprechungsverfahren für die australische Ordensschwester Mary MacKillop (1842-1909) bestätigte Papst Benedikt XVI. eine zweite Wunderheilung. Damit ist die letzte Hürde in dem Verfahren genommen. Insgesamt bewilligte der Papst 21 Dekrete der Seligsprechungskongregation. Darin erkennt er u.a. das Martyrium des 1984 vom polnischen Geheimdienst entführten und ermordeten Priesters Jerzy Popieluszko an, der der damals verbotenen Gewerkschaft Solidarnosc nahestand. Zudem bestätigte Benedikt XVI. in einem Dekret den heroischen Tugendgrad für die englische Ordensgründerin Mary Ward (1585-1645).

„Kirche bleibt stets reformbedürftig“

Vatikanstadt. Die Kirche bleibt nach den Worten von Papst Benedikt XVI. stets reformbedürftig. Nur durch fortwährende Erneuerung könne diese ihrem Auftrag treu bleiben und verhindern, dass das kirchliche Leben in Gewohnheit erstarre, sagte der Papst in der Generalaudienz am 13. Januar im Vatikan. Solche Veränderungen müssten jedoch aus dem Inneren der Kirche erfolgen. Als historisches Vorbild bezeichnete er die Gründung der Bettelorden im Mittelalter. Franziskaner und Dominikaner hätten im 13. Jahrhundert gezeigt, dass sich ein Leben in Armut, das damals im Gegensatz zu „Glanz und Größe der offiziellen Kirche“ gestanden habe, durchaus mit der Treue zum Papst verbinden lasse, hob Benedikt XVI. vor mehreren Tausend Gläubigen aus aller Welt hervor. Zugleich hätten die Bettelorden einen bedeutenden Beitrag zur Ausbildung der mittelalterlichen Theologie, der Scholastik, geleistet. Benedikt XVI. betonte, dass es auch gegenwärtig Bewegungen gebe, die sich in diesem Sinne um eine innere Erneuerung der Kirche bemühten.

„Legionäre“-Bericht bis März

Rom/Mexiko-Stadt. Papst Benedikt XVI. soll am 15. März die Ergebnisse den Untersuchungsbericht über die umstrittene Ordensgemeinschaft „Legionäre Christi“ erhalten. Das bestätigte der chilenische Erzbischof von Concepcion, Ricardo Ezzati Andrello der Tageszeitung „Nacional“. Er gehört zu einer Gruppe von fünf Bischöfen, die der Vatikan mit einer eingehenden Prüfung der Vorwürfe gegen die „Legionäre Christi“ und ihren Ordensgründer Marcial Maciel Degollado (1920-2008) beauftragte. Sie besuchten in den vergangenen sechs Monaten die weltweiten Niederlassungen des Ordens. Maciel war im Februar 2008 im Alter von 87 Jahren in den USA gestorben. Ihm wurde seit 1997 vorgeworfen, junge Seminaristen missbraucht zu haben. Zudem soll er ihnen die Absolution für gemeinsam begangene sexuelle Handlungen erteilt haben. Das Kirchenrecht sieht dafür die automatische Exkommunikation vor, die nur vom Papst selbst gelöst werden kann. Während der Untersuchung meldete sich ein Anwalt, der die Interessen von insgesamt fünf angeblichen Kindern Maciels vertrat. Bereits 2006 hatte der Vatikan Maciel im Zusammenhang mit Vorwürfen sexuellen Missbrauchs gemaßregelt. Der Generalobere der „Legionäre Christi“, Alvaro Corcuera Martinez del Rio, hatte sich nach Beginn der Untersuchungen bei den Opfern von Übergriffen des Ordensgründers entschuldigt.

Papst würdigt ermordete Missionare

Vatikanstadt. Papst Benedikt XVI. hat am 13. Dezember der vier Missionare gedacht, die in der Vorwoche in Afrika ermordet worden waren. Die Patres Daniel Cizimya, Louis Blondel und Gerry Roche sowie die Ordensschwester Denise Kahambu seien „treue Zeugen des Evangeliums“ gewesen, die für die Verkündigung der christlichen Botschaft ihr Leben riskiert hätten, hob der Papst auf dem Petersplatz hervor. Den Angehörigen und den betroffenen Ordengemeinschaften bekundete er seine Verbundenheit und versicherte sie seines Gebete für die Ermordeten. Blondel war in Südafrika, Roche in Kenia und Cizimya und Kahambu in der Demokratischen Republik Kongo ermordet worden.

Ordensstifterin Mary Ward

Frauen und keine Fräulein

„Die Frauen haben weder die Sakramente zu spenden, noch in der Kirche zu predigen; allein inwiefern stehen wir in allen anderen Dingen so sehr hinter anderen Geschöpfen zurück, dass man sagen dürfte, ‚nur Frauen?‘“ Mary Ward, die Gründerin der gleichnamigen Ordensgemeinschaft, stellte in ihrem Leben immer wieder fest, wie eng der Rahmen für die Mitwirkung der Frau am kirchlichen Leben im 17. Jahrhundert gesetzt war. Bestenfalls sah man ihre Bemühungen mit wohlwollender Nachsicht. Doch wahrscheinlicher war eine Anklage wegen Rebellion und Ungehorsam gegen die Kirche, wie Mary Ward es selbst erlebte. Die Begründerin des bedeutenden weiblichen Schulordens wurde am 23. Januar 1585, vor 425 Jahren, im Norden Englands geboren.

Obwohl sie aus dem wohlhabenden englischen Landadel stammte, sah sie für sich in England keine Zukunft. Als Katholikin war es ihr untersagt, ihren Glauben öffentlich zu praktizieren und zu leben. Daher verließ Ward ihr Heimatland, um in ein flandrisches Klarissenkloster einzutreten. Sie kehrte nach nur wenigen Jahren dem Kloster wieder den Rücken, weil sie beabsichtigte, nach dem Vorbild der Jesuiten einen neuen Orden für Frauen zu gründen. Ebenso wie die männlichen Ordensbrüder wollte sie mit ihren Mitschwestern in der Welt wirken und ihren Beitrag zur christlichen Mädchenerziehung leisten.

Zunächst gab es dabei auch keine Probleme. Mary Ward erhielt die Zustimmung der zuständigen Landesherren und Bischöfe für ihre Häuser, die sie in ganz Europa gründete. Schwierig wurde die Situation der Ordensfrau indes, als sie in Rom um offizielle Anerkennung für ihre Gründung nachsuchte. Ward forderte für ihre Gemeinschaft die Regeln des Jesuitenordens ein. Darüber hinaus wollte sie mit ihren Schwestern nicht, wie es wieder üblich wurde, in Klausur leben, sondern Religionsunterricht erteilen, die Menschen auf die Sakramente vorbereiten und im sozialen Bereich wirken. Weil dies nicht mit dem zeitgenössischen Bild einer Ordensfrau übereinstimmte, zeigten sich die Päpste Gregor XV.

und Urban VIII. zwar beeindruckt von der Persönlichkeit Wards, waren aber zugleich ratlos, was sie mit ihrer Gemeinschaft anfangen sollten. Eine Approbation erhielt Ward daher weder 1622 noch 1629. Schlimmer noch: Die Inquisition begann, gegen sie zu ermitteln.

Die Anklage lautete auf Häresie, Missachtung der päpstlichen Autorität, Rebellion und Ungehorsam gegen die Kirche. Obwohl sie sich vehement gegen die Anschuldigungen wehrte, wurde Ward trotz Unterstützung hochrangiger

Ökumenische Würdigung

London. 365 Jahre nach ihrem Tod ist Mary Ward (1585-1645) von anglikanischen und katholischen Christen in England gewürdigt worden. Der katholische Erzbischof von Westminster, Vincent Nichols, und der anglikanische Primas, Erzbischof Rowan Williams von Canterbury, feierten am 23. Januar gemeinsam einen Gottesdienst für die Ordensgründerin, die sich im 17. Jahrhundert für verfolgte Katholiken einsetzte. Williams würdigte sie für den „beharrlichen Mut“, mit dem sie unter „größten Schwierigkeiten“ ihrer Berufung gefolgt sei. Damit habe sie das Leben vieler Menschen und vor allem vieler Frauen verändert.

Persönlichkeiten in Rom und München mehrmals auf Veranlassung der Inquisition in Klosterhaft gehalten, ihre Gemeinschaft kurzfristig aufgelöst. Die Lehrtätigkeit konnte jedoch schon bald weitergehen, der Papst erlaubte auch die Weiterexistenz der Schwesterngemeinschaft.

Mary Ward starb am 30. Januar 1645 in England. Da ihr Orden lange Zeit keinen offiziellen Namen haben durfte, waren die Mary-Ward-Schwestern als „Englische Fräulein“ bekannt. Mit diesem Namen zeigen sich die Schwestern heute gar nicht mehr glücklich. „Frauen und keine Fräulein“ – unter diesem einprägsamen Buchtitel stellte sich die Gemeinschaft in ihrem Jubiläumsjahr vor und erläuterte ihr Selbstverständnis.

Seit 2004 heißt der römische Zweig der Ward-Schwestern, zu dem auch der deutsche Sprachraum zählt, Congregatio Jesu (CJ); der irisch-nordamerikanische Zweig firmiert unter der Bezeichnung Institut der Seligen Jungfrau Maria (IBMV). Zurzeit hat die Gemeinschaft Grund zum Feiern: 2009 stand ganz im Zeichen des 400-jährigen Ordensbestehens. Und am 20. Dezember 2009 hat Papst Benedikt XVI. die entscheidenden Weiche für die Seligsprechung Mary Wards gestellt, wenn auch ein genauer Termin noch nicht feststeht.

Für den Orden ist es das Happy End einer zu Beginn nicht gerade herzlichen Geschichte.. Die Erfahrung von Anfeindungen und öffentlichen Demütigungen prägt das Bewusstsein der Schwestern bis heute. Sie gewinnen den überstandenen Querelen durchaus etwas Positives ab: Die Unerschrockenheit und Zuversicht Wards könne noch heute als Kraftquelle dienen, hieß es im Herbst beim Jubiläumskongress in Rom. Gegenwärtig gibt es weltweit 3.200 Mary-Ward-Schwestern: rund 2.000 in der CJ, etwa 1.200 im IBMV.

Sorgen bereitet den Schwestern in manchen Ländern die Entwicklung des Nachwuchses. In Deutschland und Österreich etwa haben sie ihre ursprünglich rund 50 Schulen mittlerweile wegen fehlenden Personals an andere Träger, meist die jeweiligen Bistümer, abgegeben. Oft erinnert nur noch ihr Name an Mary Ward. Die Bildungsarbeit der etwa 500 Schwestern im deutschen Sprachraum konzentriert sich nun vornehmlich auf geistliche Zentren, etwa das in Augsburg. Dort bietet Sr. Monika gezielt spirituelle Angebote für Schüler und Lehrer an, zum Beispiel Wanderexerzitien und Pilgerfahrten.

Christiane Neuhausen/Thomas Jansen

Urteil gegen Jesuitenmörder bestätigt

Moskau. Russlands Oberster Gerichtshof hat die Verurteilung eines Jesuitenmörders zu 14 Jahren Haft für rechtmäßig erklärt. Die Richter wiesen den Antrag der Staatsanwaltschaft auf eine höhere Strafe im Berufungsprozess ab. Der Angeklagte ist damit rechtskräftig wegen Mordes an einem Ordensmann schuldig gesprochen. Erneut freigesprochen wurde

er jedoch vom Vorwurf, auch den damaligen Leiter der Ordensgemeinschaft in Russland, den Wolgadeutschen Otto Messmer, erschlagen zu haben. Die Staatsanwaltschaft hatte dem Angeklagten beide Morde vom Oktober 2008 zu Last gelegt. Messmer und sein aus Ecuador stammender Mitbruder waren im Oktober 2008 in ihrem gemeinsamen Apartment in Moskau getötet worden. Die römische Zentrale des Ordens hatte das erste Urteil vom Sommer 2009 kritisiert. Im Fall der Ermordung von Messmer sei das Gericht nicht zu einem gerechtem Urteil gelangt, so die Jesuiten. Sie kündigten damals an, alle rechtlichen Mittel auszuschöpfen, um in dieser Angelegenheit „für größere Klarheit“ zu sorgen.

Mörder Stangs verzichtet auf Berufung

Belem. In Brasilien hat der wegen des Mordes an der US-amerikanischen katholischen Missionarin Dorothy Stang verurteilte Rayfran das Neves Sales überraschend auf seine Berufung verzichtet. Kurz nach Eröffnung des Revisionsverfahrens am 10. Dezember zogen die Verteidiger den Antrag zurück und plädierten für die Aufrechterhaltung der bereits verhängten Strafe, wie brasilianische Zeitungen berichteten. Neves Sales, der die Tat gestanden hat, war im Dezember 2005 zu 27 Jahren Haft verurteilt worden. Das Strafmaß wurde in weiteren Prozessen bestätigt. Die 73-jährige Missionarin Stang war am 12. Februar 2005 von zwei Männern in Anapu im nordbrasilianischen Bundesstaat Para erschossen worden.

Dachverbände tagen in Tschenschow

Brüssel. Vertreter der Ordensgemeinschaften aus 25 europäischen Ländern kommen Anfang Februar in Polen zu ihrer Generalversammlung zusammen. Die Repräsentanten von rund 400.000 Ordensmännern und -frauen wollten dabei über Hoffnung als Auftrag des Ordenslebens in Europa beraten, teilte der europäische Dachverband der Ordensoberen und -oberinnen in Brüssel mit. Die Tagung solle vom 8. bis 14. Februar in Tschenschow stattfinden. Als Gäste würden unter anderem die Erzbischöfe von Krakau, Stanislaw Dziwisz, und Tschenschow, Stanislaw Nowak, erwartet.

Franziskanisches Familien-Zentrum

Zukunft bauen statt aufgeben

Bethlehem. Ein kleiner Junge mit großem blauem Schulranzen steigt aus einem überfüllten Sammeltaxi, schlendert über den Krippenplatz. Ziellos. Kickt ein Steinchen vor sich her. Auf den Parkbänken sitzen junge Männer mit trotzig-forschen Gesichtern, rauchen, gestikulieren, telefonieren. Beobachten die Touristenhorden, die sich in die Geburtsbasilika ergießen. Was sollen sie auch tun? Arbeit gibt es kaum in Bethlehem. Und zu Hause, da ist es eng, da herrscht dicke Luft.

„Die politische Situation hat die Gesellschaft in Bethlehem kaputt gemacht.“ Sr. Maria Grech blinzelt besorgt ins glasklare Winterlicht und zählt auf: „Über 70 Prozent Arbeitslosigkeit, keine Kranken- oder Sozialversicherung, stark eingeschränkte Bewegungsfreiheit – alles ist schwierig und kompliziert.“ Welche Folgen das für die Familien hat, erfährt die Ordensfrau tagtäglich bei den Beratungsstunden im Franziskanischen Familien-Zentrum, ein paar hundert Meter vom Krippenplatz entfernt.

„Die häusliche Gewalt hat stark zugenommen“, klagt sie, und dann sprudelt es richtig aus ihr heraus: Viele Männer haben durch den Bau des israelischen Sperrwalls zwischen Bethlehem und Jerusalem ihre Arbeit verloren. Aus Geldmangel geben junge Familien ihre Mietwohnungen auf und ziehen bei den Eltern des Mannes ein – oft zu viert, fünft oder sechst in ein Zimmer. „Für die jungen Mütter ist die Lage oft unerträglich: keine Privatsphäre, missbraucht von einem missmutigen Ehemann vor den Augen der Kinder und herumkommandiert von einer dominanten Schwiegermutter.“

Meistens sind es die verzweifelten Frauen, die irgendwann bei Schwester Maria auftauchen: „Musliminnen wie Christinnen“. Aber ohne Ehemann nehmen sie keine in ihre Programme auf – „um den Familienfrieden nicht noch weiter zu zerstören.“ Die Musliminnen gäben in der Regel an diesem Punkt auf: Undenkbar, dass ein muslimischer Mann sich von einer christlichen Frau ins Privatleben schauen lasse.

So sind es derzeit rund 55 christliche Familien, die in den diversen Programmen des Familien-Zentrums betreut werden. Das fängt mit Ehevorbereitungskursen an, in denen auch das Tabu-Thema Sexualität angesprochen wird. In der Eheberatung versucht die Franziskanerin, kaputte Beziehungen wieder zu kitten – „mit Hilfe der Bibel, denn ohne Gottes Wirken bin ich machtlos“. Für Jungs aus problematischen Familien gibt es ein Internat, Lebensmittel für die ganz Armen. Und mit ihren Schulpatenschaften unterstützt die gebürtige Malteserin Familien, die die kirchlichen Privatschulen nicht mehr bezahlen können. Ohne diese Finanzhilfe müssten sie ihre Kinder auf muslimisch geprägte öffentliche Schulen schicken.

Wohnungsbauprogramm

„Aber eigentlich wollen die Leute kein geschenktes Geld“, erklärt die Ordensfrau. Darum hat sie vor vier Jahren ein Wohnbauprogramm entwickelt, durch das sie verarmten Familien die heruntergekommenen Wohnungen renoviert oder sogar eine neue baut. Ausgeführt werden die Arbeiten von einheimischen Fachkräften – finanziert über Spenden aus dem Ausland. 275 Wohnungen sind auf diese Weise bereits entstanden oder wieder bewohnbar gemacht worden. Dutzende Familienväter hatten eine Saison lang Arbeit. Die Dankesbriefe bestätigen die Ordensfrau in ihrem Engagement: „Für uns hat mit der neuen Wohnung ein neues Leben angefangen“, schreibt da ein junger Mann. „Wir können endlich wieder atmen.“

Allerdings musste das Wohnbauprogramm Anfang November 2009 gestoppt werden – das Geld ging aus. Sr. Maria hofft jedoch, nach Weihnachten wieder starten zu können. Ohne solch konkrete Hilfen werde das Verdunsten des Christentums in der Geburtsstadt Jesu nicht zu stoppen sein, ist sie überzeugt: „Als ich vor 18 Jahren ankam, machten die Christen 71 Prozent der Bevölkerung Bethlehems aus – jetzt sind es nur noch 19 Prozent.“

Es klingelt. So schnell wird die 64-Jährige nicht arbeitslos werden – „leider“.

Gabi Fröhlich

P. Pire OP

Brückenbauer und Nobelpreisträger

„Vater der Flüchtlinge“ wurde er genannt, den Friedensnobelpreis erhielt er 1958. Inzwischen erinnern sich allerdings nicht mehr viele an den Dominikanerpater Dominique Georges Pire. Dabei zählte der am 10. Februar vor 100 Jahren geborene Belgier zu den visionären Gestalten seiner Zeit. Sie sahen im Nachkriegseuropa die Chance für eine neue Völkergemeinschaft.

Am Anfang stand eine nüchterne Aktennotiz: „Der Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte unterrichtet das Kabinett, dass er in seiner Eigenschaft als Ehrenmitglied der ‚Hilfe für heimatlose Ausländer e.V.‘ durch den Präsidenten der Beratenden Versammlung des Europarats, Delhousse, gebeten worden sei, den belgischen Pater Dr. D. Pire, der sich durch den Bau von Dörfern für heimatlose Ausländer große Verdienste erworben habe, für den Friedensnobelpreis vorzuschlagen.“ In den Kabinettsakten der Bundesregierung vom 1. März 1957 heißt es weiter: „Das Kabinett erhebt keinen Widerspruch.“

Der damalige Vertriebenenminister Theodor Oberländer kam für 1957 zu spät – ein Jahr später hatte der deutsche Vorschlag Erfolg. Am 10. Dezember 1958 erhielt der Dominikanerpater aus Belgien im Rathaus von Oslo als erster katholischer Geistlicher den Friedensnobelpreis. Dem Dominikanerpater ging es darum, ein „Europa des Herzens“ zu schaffen. In den Jahren während und nach dem Zweiten Weltkrieg gründete der hochgewachsene, hagere Mann eine Fülle von Hilfsinitiativen für Flüchtlinge. Pire nannte die Vertriebenen, die Heimatlosen, die „menschlichen Überbleibsel Europas“. Er wollte ein Europa ohne Grenzen zwischen den Menschen.

Der Dominikanerpater war im Hauptberuf Ethiklehrer an der Schule seines Heimatklosters. Im Alter von 18 Jahren trat der aus dem belgischen Dinant stammende Pire in das Dominikanerkloster La Sarte in der Nähe von Huy ein. Dort lehrte er nach seiner Promotion in Rom ab 1937 zehn Jahre lang Moralphilosophie. Der Zweite Weltkrieg verhinderte,

dass Pire über das Gute nur theoretisch dozierte. Bereits 1938 gründete er zwei Hilfsorganisationen für Waisenkinder. In Huy wurden nach Kriegsausbruch auf Pires Initiative hin Kinder aus bombengefährdeten Gebieten Belgiens und Frankreichs aufgenommen. Dazu engagierte sich der Geistliche im Widerstand, schmuggelte u.a. alliierte Piloten aus dem Land.

Nach Kriegsende gründete Pire 1950 die „Aide aux Personnes Deplacées“ (Hilfe für heimatlose Ausländer). Die Hilfsorganisation kümmerte sich um 60.000 Flüchtlinge. Außerdem vermittelte Pire Adoptionen für über 15.000 heimatlose Kinder und gründete Heime für ältere Flüchtlinge. Bauliche Spuren hinterließ das Hilfswerk von P. Pire besonders in den sogenannten Europadörfern. 1956 wurde die erste dieser Wohnsiedlungen für Vertriebene in Aachen eröffnet, bis 1962 folgten sechs weitere in Deutschland, Österreich und Belgien. Unermüdlich reiste Pire durch Europa und sammelte Spenden für seine Werke.

Dabei ging es ihm nicht nur um die materielle Versorgung. Immer wieder wies er auf die „seelische Entwurzelung“ der Flüchtlinge hin. „Diese Entwurzelung bringt das schlimmste Unglück mit sich, das einen Menschen treffen kann – den Verlust des Glaubens an die Möglichkeit der Bruderliebe.“ Nach der Auszeichnung mit dem Friedensnobelpreis widmete sich Pire verstärkt der Friedensarbeit. „Wir haben bereits Kriegsakademien, Militärhochschulen und Institute für Kriegsforschung. Was wir jetzt brauchen, sind Friedensuniversitäten.“ 1960 gründete er in Huy die erste Friedensuniversität, an der sich auch heute noch Wissenschaftler aus aller Welt austauschen. 1962 gründete er zudem die erste „Friedensinsel“ im Osten Pakistans. 1967 folgte eine weitere in Indien. In diesen Dörfern in Konfliktregionen setzte er unter der Maxime „Hilfe zur Selbsthilfe“ Maßstäbe für Entwicklungsarbeit in der Landwirtschaft. „Die Menschen bauen zu wenige Brücken und zu viele Mauern“, war das Motto seiner Suche nach Verständigung unter den Völkern. Am 30. Januar 1969 starb Georges Pire überraschend im Alter von nur 58 Jahren nach Komplikationen einer Operation im belgischen Löwen.

Klaus Nelißen

Benediktiner am Polarkreis

Die drei Leben des Johannes

Kiruna. Nordlicht, Klostergründer, Reiseleiter: Wer bei Johannes Lindell zu Gast ist, nimmt jede Menge Anekdoten mit nach Hause. Es ist, als ob in seiner Drei-Zimmer-Wohnung die halbe Welt Platz gefunden habe. Und das in Kiruna, der nördlichsten Stadt Schwedens, rund 200 Kilometer jenseits des Polarkreises gelegen. Hier ist „Bruder Johannes“ als Jan Ove Lindell geboren. Und hier kümmert sich der 71-Jährige um die katholische Gemeinde. Rund 30 Köpfe zählt sie und gehört damit zu einer Minderheit in der schwedischen Gesellschaft, die von der evangelisch-lutherischen Kirche dominiert wird.

Auch die Familie Lindells ist protestantisch geprägt. Der Großvater kam sozusagen mit der Gründung Kirunas von Südschweden nach Lappland. Die Geschichte der Stadt beginnt Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Bau einer Eisenbahnlinie, die bis hinauf in den norwegischen Hafen von Narvik reicht. Die 1903 fertiggestellte „Malmbanan“ ermöglicht seither den Abbau und den Transport der reichen Erzvorkommen in der Region. Davon lebt heute immer noch ungefähr jeder Siebte der 25.000 Einwohner Kirunas.

Zweifelsohne hätte der junge Jan Ove im florierenden Bergbau oder dem Transportwesen einen Arbeitsplatz gefunden. Aber der zog es zunächst einmal vor, in die Ferne zu schweifen. Über die Pfadfinder bekam Lindell als Jugendlicher Kontakt zu einer deutschen Familie in Dortmund. Der erste Besuch im Kohle- und Stahlrevier an der Ruhr nur wenige Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs geriet für den Sohn eines Bergarbeiters zwar nicht unbedingt zu einem Kulturschock. Aber eine Sache fand der Gast dennoch bemerkenswert: „Die waren alle katholisch.“ Was in der schwedischen Heimat Exotencharakter hatte, gehörte hier ganz offenbar zum Alltag.

In der Folgezeit blieben die Beziehungen zu Deutschland bestehen. Und der religiös interessierte Protestant nahm immer öfter die Gelegenheit wahr, sich über den katholischen Glauben zu informieren. Die 100 Kilometer östlich von Dortmund gelegene Bischofsstadt

Paderborn wurde zu Lindells Lieblingsort, der neugierige Blick in ein dortiges Franziskanerkloster zu „meinem ersten Schritt über die Schwelle“, wie er im Rückblick sagt.

Trotzdem: Bis zum Wechsel der Konfession sollten noch einige Jahre vergehen. Stattdessen begann Lindell ein Studium der evangelischen Theologie und gründete einige Jahre später in Mittelschweden, etwa 70 Kilometer nördlich von Uppsala, mit fünf Mitstreitern eine evangelische klösterliche Lebensgemeinschaft, die sich an den Idealen des heiligen Benedikt orientierte. Die Idee dazu kam Lindell während eines Aufenthalts bei Benediktinern in Österreich, wo er als ökumenischer Laienbruder ein Gelübde ablegte und sich fortan Bruder Johannes nannte.

Der letzte Schritt sollte schließlich 1981 erfolgen. In diesem Jahr trat Lindell zur katholischen Kirche über. Seine Entscheidung, sagt er knapp drei Jahrzehnte später, habe er nie bereut. Obwohl es in Schweden keine ausgeprägte katholische Identität gebe und die konfessionellen Unterschiede im Alltag schon allein aufgrund der geringen Zahl katholischer Christen nur eine geringe Rolle spielten. „Bei uns herrscht ein entspanntes ökumenisches Klima“, betont Bruder Johannes und bekennt zugleich: Ihn habe die Tradition begeistert, die klaren Botschaften des kirchlichen Lehramts.

Hinter dem sprachgewandten Erzähler und aufgeschlossenen Gastgeber steckt ein Mann mit Prinzipien, konservativ und engagiert zugleich. Seit den 1980er Jahren ist Lindell in der Betreuung politisch Verfolgter aktiv, pflegt Kontakte nach Syrien und in die Türkei. „Fördern und fordern“ könnte sein Motto bei der Begleitung der Neuankömmlinge heißen. „Ohne die Bereitschaft, sich in gewisser Weise anzupassen, kann Integration nicht funktionieren“, lautet Lindells Credo. Das wird auch von seinen Schützlingen akzeptiert. Für einige der rund 300 Flüchtlinge Kirunas ist seine Wohnung in der Bergmästeregatan eine feste Anlaufstelle. Über den Computer von Bruder Johannes hält zum Beispiel der Familienvater aus Burundi Kontakt zu seinen Verwandten im fernen Afrika, christliche Flüchtlinge aus dem Irak können bei einer Tasse türkischen Tees den Termin für den nächsten katholischen Gottesdienst erfahren.

Dieser findet einmal im Monat wenige Schritte entfernt, im Gebäude der Heilsarmee, statt. Zu mehr reicht die Zeit von Pfarrer Gene Dyer aus dem 350 Kilometer weiter südlich liegenden Lulea nicht. Schließlich hat er ein Gebiet von der Größe der halben Schweiz zu betreuen. Ein Grund, weswegen der aus den USA stammende Seelsorger gerne auf die Unterstützung von Bruder Johannes zurückgreift. Als „Mädchen für alles“ kümmert sich Lindell um den Druck von Liedzetteln, Übersetzungen der Evangeliumstexte oder die Organisation des „Kirchencafés“ im Anschluss an die Messfeiern.

Dazwischen findet der Ruheständler immer noch Zeit, Reisegruppen durch seine nord-schwedische Heimat zu führen. Wenn er von den unberührten Gegenden Lapplands schwärmt, dann scheint es, als habe er genau daraus die Kraft für sein bewegtes Leben gezogen. „Ich genieße die Weite und die Stille“, sagt Jan Ove Lindell alias Bruder Johannes, während draußen vor dem Fenster dicke Schneeflocken tanzen. „In dieser Natur werden Sie innerlich wie neugeboren.“

Joachim Heinz

Altenheim für Missionare

Die letzte große Reise

St. Wendel. Eine ungewöhnliche Gemeinschaft ist da im Seniorenheim der Steyler Mission St. Wendel im Bistum Trier zusammengekommen: 60 umfassend gebildete und weit gereiste Ordensbrüder – alle ehemalige Missionare und hochbetagt – verbringen hier ihren Lebensabend. Für die Dokumentation der Reihe „Gott und die Welt „Glaube. Liebe. Fernweh – Im Altenheim für Missionare“, die die ARD 17. Januar ausstrahlte, begleiteten Jörg-Peter Bierach und Norman Striegel einige von ihnen durch den Alltag und fragten sie nach ihren Erfahrungen und Träumen.

Die Sehnsucht der Bewohner gilt den Wahlheimaten, etwa Neu Guinea, Indonesien, Brasilien oder dem Kongo. Viele von ihnen fühlten sich noch immer dort zu Hause, wo sie über Jahrzehnte missionierten und Entwicklungshilfe leisteten, erzählen die Autoren.

Doch Altersbeschwerden, Krebs oder Schlaganfälle brachten sie zurück nach Deutschland, und damit nach St. Wendel, dem größten Altenheim seiner Art. „Mit den Missionsländern ist es wie mit der Liebe“, bestätigt Br. Stephan, der Leiter des Seniorenheims: „Das Erste prägt sich besonders ein, dort zieht es einen immer wieder hin.“ Im traditionsreichen Steyler Missionshaus mit eigener Alten- und Pflegeabteilung haben sie zumindest die Möglichkeit zum Austausch mit anderen Missionaren und finden fachliche Pflege und Hilfe.

Auch P. Johannes Dapper (79) weiß das große Haus zu schätzen. Fast ein halbes Jahrhundert arbeitete er in Papua-Neuguinea als Missionar. Dapper erzählt nicht nur von positiven Erlebnissen: Ernüchternd etwa der Besuch auf den Friedhöfen der Missionare. Viele waren am Schwarzwasserfieber gestorben. „Wirkungszeit ein, zwei Jahre. Pffft. Weg“, meint er lakonisch. „Die Missionsbestimmung nach Neuguinea zu kriegen, war ein kleines Todesurteil.“ P. Alois Schön (80) verbrachte 40 Jahre im Kongo und erinnert sich gern daran. Dort seien die Leute zufrieden, auch mit leerem Bauch. In Deutschland habe der eine ein Auto, der andere weiß Gott was, und sei doch unzufrieden. Sein Mitbruder Albert Wagenpfeil bewertet die Zeit im Seniorenheim als wichtigen Lebensabschnitt. Hier komme das Menschliche zum Tragen, das man vielleicht früher in der Schnelligkeit und dem Lärm des Alltags übersehen habe. Man erfahre eine neue Qualität des Mitleidens und -fühlens.

Die Rentnerin und ehemalige Postbeamtin Inge Heil zog es schon immer ins Kloster. Sie kümmert sich ehrenamtlich um die Wäsche der Missionare. Letztendlich habe Gott sie doch ins Kloster geführt, zu den Kranken und in den sozialen Dienst, erzählt sie. Vielleicht, so hofft sie, habe sie dem einen oder anderen Missionar auch ein bisschen etwas mitgeben können. Für die meisten der Ordensleute sei der Einzug ins Altenheim nach einem ereignisreichen, oft abenteuerlichen Leben wie eine letzte große Reise, erzählen die Autoren in ihrer ungewöhnlichen Dokumentation. Was den Hochbetagten im Alter bleibe, sei das immer deutlicher werdende Fernweh und die Sehnsucht nach der Mission, ihrer „großen Liebe“.

Heide-Marie Göbbel

Einkehrtage zu Karneval

„Auf der Suche – nicht auf der Flucht“

Im Zentrum von Aachen geht es hoch her: Narren schunkeln, tanzen und singen ausgelassen auf dem Neumarkt. Der königliche Spielmannszug spielt auf, Menschen liegen sich bierselig in den Armen. Es ist Karneval. Größer könnte der Kontrast zur Atmosphäre im Benediktinerkloster Kornelimünster, nur wenige Kilometer vom närrischen Treiben entfernt, nicht sein: Sieben Frauen und ein Mann haben sich hier über die Karnevalstage eingefunden, um gemeinsam mit den Ordensbrüdern zur Ruhe zu kommen, abzuschalten und sich neu auszurichten für die Herausforderungen des täglichen Lebens.

Neben einer Kerze steht eine einzelne Rose in der Vase. Mit kleinen Figuren ist auf einem Tuch eine biblische Szene dargestellt. Abt Friedhelm Tissen liest den Teilnehmern der Einkehrtage Zeilen aus der Berufung des Abraham vor. Dem Bibeltext folgt eine Zeit der gemeinsamen Stille. Die Gäste der Benediktinermönche in dem Vorort von Aachen suchen Ruhe in den Melodien der Psalmen und einsamen Spaziergängen.

„Als Flucht vor Karneval funktionieren unsere Einkehrtage aber nicht“, betont Abt Friedhelm. Man müsse sich schon aktiv für die Zeit der Stille und des Gebets entscheiden, „wer hier her kommt, ist auf der Suche, nicht auf der Flucht“. So wie Irene. Die Anforderungen des Alltags haben sie ausgebrannt, sagt sie: „Einfach mal Urlaub machen ist ja nett, aber die Halbwertzeit ist meist nicht sehr groß.“

In den Tagen im Kloster erhält sie Impulse, findet Zeit, sich selbst wichtige Fragen zu stellen statt sich nur zu zerstreuen, „weil da jemand da ist, der mir Fragen stellt“. Die Angestellte meint damit nicht nur die beiden Kursleiter, sondern gerade auch biblische Fragesteller wie David in den Psalmen: „Wenn man mal versucht, diese Lieder bewusst zu singen, merkt man, wie hart die Inhalte der Texte manchmal sind. In den vielen Stunden alleine auf dem Zimmer oder bei einem ausgedehnten Spaziergang beginnen solche Impulse dann mit mir zu arbeiten.“ Gerade dann ist aber auch die Gemeinschaft

solcher Einkehrtage immens wichtig, hat Evelin festgestellt.

Die Rentnerin kommt schon seit vielen Jahren immer wieder über die Karnevalstage ins Kloster: „Ich bin hier nicht alleine mit meinen Fragen.“ Ob Ordensbrüder oder die anderen Teilnehmer: Wenn man ein Gespräch sucht, dann ist auch jemand da – wie in einer großen Familie: „Die freundliche Offenheit der Brüder überträgt sich dabei auf die ganze Gemeinschaft.“

Das gemeinsame Beten und Singen steht auch für Ernst, den einzigen männlichen Teilnehmer, im Mittelpunkt. Das ganze Jahr chauffiert er mit seinem Linienbus die Menschen über Aachens Straßen. Jetzt über die Karnevalstage möchte er sich einmal leiten lassen. Das frühe Aufstehen ist er als Busfahrer im Schichtdienst gewohnt, und so ist er auch bei der Laudes um 5.30 Uhr meist einer der ersten im Oratorium.

Wenn es draußen vor den Fenstern noch dunkel ist, laden die acht Ordensbrüder zum ersten Gebet. Psalmen werden gesungen, die Lesung von einem Ordensbruder vorgebracht. Stille erfüllt auch jetzt den Raum. Selbst die Lieder wirken in der kleinen Gruppe wie eine weitere Form der Stille. Die Gebete scheinen Ausdruck der inneren Ruhe zu sein. Der Anfang des Tages beginnt mit Innehalten. Und dieses „Abschalten zu Beginn“ scheint dem Tag gleich eine eher ungewöhnliche – ruhige – Ausrichtung zu geben, hat Ernst festgestellt: „Ich bin hier richtig gelassen, was mir bei der Arbeit am Steuer auch nicht immer so gelingt.“ In den Karnevalstagen macht aber auch das Busfahren nicht wirklich viel Spaß, gibt Ernst zu: „Die müllen einem das Fahrzeug da schon ganz schön zu – und mit den vielen Betrunknen ist es auch nicht immer einfach.“ Die Tage der strukturierten Stille sind für ihn also ein wenig Flucht und Urlaub für die Seele zugleich.

„Anfang und Ende des Tages sind durch das Gebet gesetzt. Dazwischen finden sich die gemeinsamen Mahlzeiten und je ein Impuls am Vormittag und am Nachmittag“, erklärt Abt Friedhelm die Strukturierung dieser Einkehrtage. Diese wenigen Eckpunkte setzen die Impulse für eine Auseinandersetzung mit sich

selbst. Es sind genug, um die Kursteilnehmer immer wieder anzustupsen, aber auch nicht zu viele, um die Suchenden nicht von sich selbst abzulenken.

Es gehe in den vier Tagen nicht um große Bekehrungserlebnisse, betont der Mönch. Zur benediktinischen Gastfreundschaft gehört für den Abt auch die seelische Begleitung. Auch ein Unterschied zwischen Karneval und Einkehrtagen: Die einen ziehen Masken auf – die anderen suchen ihr wahres Gesicht.

Harald Oppitz

Auch in diesem Jahr finden im Kloster Kornelimünster vom 12. bis 15. Februar Stille Tage statt, für die es noch wenige Plätze gibt. Weitere Informationen unter www.abteikornelimuenster.de, Telefon: (02408) 30 55.

Radio Vatikan

„Ich muss Distanz wahren“

Bernd Hagenkord ist seit kurzem Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan. Der 41-jährige Jesuit übernahm das Amt im November von Eberhard von Gemmingen. Im KNA-Interview berichtet der Westfale, wann er das erste Mal Radio Vatikan hörte und warum er Distanz zur Kurie halten muss.

KNA: P. Hagenkord, wann haben Sie das erste Mal Radio Vatikan gehört?

Hagenkord: Ehrlich gesagt: Früher habe ich nie Radio Vatikan gehört. Das hat sich erst geändert, als ich vor zwei Jahren von meinem Ordensprovinzial erfuhr, dass ich als Leiter der deutschsprachigen Abteilung im Gespräch bin. In meinem Freundeskreis war es ebenso: Alle haben mich zwar zu der neuen Aufgabe beglückwünscht. Radio Vatikan, o wie toll! Doch gehört hatte es noch keiner.

KNA: Wie haben Sie sich auf die Arbeit bei Radio Vatikan vorbereitet?

Hagenkord: Bevor ich Jesuit und später Jugendseelsorger wurde, habe ich mehrere Se-

mester Journalismus studiert. Von daher bringe ich schon einige Kenntnisse mit. Für die Lokalzeitung meiner Heimatstadt, das Ahlener Tageblatt, habe ich außerdem schon zu Schulzeiten als Reporter über Schützenfeste und Bürgerversammlungen berichtet. Später kam ein Praktikum in der Hamburger Redaktion der Bild-Zeitung hinzu. Als Praktikant beim Domradio in Köln habe ich dann im vergangenen Dezember den Hörfunkjournalismus von der Pike auf gelernt. Da wurde ich erst mal mit dem Mikro auf die Domplatte rausgeschickt.

KNA: In Ihrer Brust schlagen mehrere Herzen: Sie sind Priester, Jesuit und Journalist. Mit welchem Selbstverständnis gehen Sie an ihre neue Aufgabe?

Hagenkord: Natürlich bin ich Priester und Ordensmann, aber hier in Rom bin ich in erster Linie als Journalist. Radio Vatikan ist schließlich kein Verkündigungssender. Das heißt, ich muss eine professionelle Distanz zum „System“ Vatikan wahren, zu dem wir gleichzeitig natürlich auch selbst zählen. Wir nehmen darin aber eben auch nur eine Beobachterrolle ein. Was in den vatikanischen Gremien passiert erfahren auch wir meist erst durch die Nachrichtenagenturen. In diesem Sinne gehöre ich also nicht zum System.

KNA: Welche Pläne haben Sie für Radio Vatikan?

Hagenkord: Wir müssen uns darauf einstellen, dass die Zukunft dem Internetradio gehört. Mittel- und Kurzwelle, auf der wir gegenwärtig in Deutschland zu empfangen sind, hört ja kaum noch jemand. Ich würde deshalb gerne Nachrichtensendungen im Internet anbieten, die man sich dann auch abonnieren kann. Zudem könnte ich mir vorstellen, unseren Newsletter auszubauen.

KNA: Sie treten ein großes Erbe an. Hat Ihnen Pater von Gemmingen Ratschläge mit auf den Weg gegeben?

Hagenkord: Mein Vorgänger hat mir vor allem eine Superredaktion übergeben, mich allen wichtigen Leuten vorgestellt und ein volles Büro hinterlassen. Die Übergabe hat sehr gut geklappt. Ich bin natürlich kein zwei-

ter Pater von Gemmingen. Es gibt schon allein wegen des Alters große Unterschiede zwischen uns, etwa in der Mediennutzung und dem Führungsstil. Doch vorerst bekomme ich jeden Tag noch etliche Mails mit der Anrede „Sehr geehrter Pater von Gemmingen“.

Interview: Thomas Jansen, Cornelia Lütke-meier

Wirtschaftswissenschaftler

Warum Klöster so gut funktionieren

Zürich. Ausgefeilte Führungs- und Kontrollstrukturen sorgen dafür, dass viele Benediktinerabteien fast ununterbrochen gut funktionieren und weitaus langlebiger sind als zum Beispiel Aktiengesellschaften. Dies haben Wirtschaftswissenschaftler der Universität Zürich bei Forschungen zum Governance-System von Orden und Klöstern herausgefunden. Mit den Führungs- und Kontrollmechanismen hätten die Benediktiner auf den großen wirtschaftlichen Erfolg ihrer Klöster reagiert, schreiben die Forscher im Wirtschaftsteil der Neuen Zürcher Zeitung.

Dabei seien diese Kontrollstrukturen überwiegend interner Natur, so Emil Inauen und Bruno S. Frey, die zusammen mit Margrit Osterloh, Inhaberin des Lehrstuhls für Organisation, Technologie- und Innovationsmanagement an der Universität Zürich, und Katja Rost die Forschungen betreiben. Die „Governance“ der Benediktiner beruhe auf drei Eckpfeilern.

So sorgen erstens demokratische Strukturen für erhebliche Mitspracherechte der Mitglieder einer Mönchsgemeinschaft. Die Forscher vergleichen den Konvent, der alle Patres und Brüder vereint und mehrmals jährlich zusammentritt, mit einem Parlament. Er entscheidet über wichtige Geschäfte und wählt vor allem den Abt, der das Gedeihen und die Ausrichtung einer Abtei stark beeinflusse.

Die Geschichte des Klosters Engelberg habe gezeigt, dass demokratische Wahlen der Führungskräfte zu besseren Äbten führen. Von den als fähig beurteilten Äbten sind nur 11

Prozent nicht demokratisch gewählt worden, während von den schlechten Leadern 67 Prozent ohne oder über eine manipulierte Wahl an die Macht gelangten.

Zweitens sei die Einbettung der Mitglieder in ein gemeinsames Wertesystem von großer Bedeutung. In einem ausgeklügelten Selektions- und Sozialisationsprozess würden Kandidaten ausgewählt, die sich für ein Leben im Kloster eignen und den benediktinischen Werten zugetan sind. Erst nach mehreren Jahren folgt mit den letzten Gelübden die Entscheidung des Bewerbers, dem Kloster definitiv beizutreten.

Die Forscher stellten drittens fest, dass nicht gänzlich auf externe Kontrolle verzichtet werde. Als Kontrollinstanz fungiere die Schweizer Kongregation der Benediktiner. Alle fünf Jahre bekommt ein Kloster Besuch von Visitatoren der Kongregation, die es auf die wirtschaftliche, aber auch spirituelle Verfassung hin überprüfen.

Das Kloster Engelberg ist beinahe 900 Jahre alt. Was sich bei ihm manifestiere, sei auch auf der gesamten Ebene des Ordens zu beobachten. Benediktinerabteien in der Deutschschweiz, Bayern und Baden-Württemberg weisen, so die Forscher, eine durchschnittliche Lebensdauer von 500 Jahren auf. Damit könnten bestenfalls Universitäten konkurrieren, nicht aber die erst in neuerer Zeit ausgebildeten wirtschaftlichen Organisationsformen wie Aktiengesellschaften. In den USA liege die Lebenserwartung der erfolgreichsten Firmen zwischen 40 und 50 Jahren.

Die Wissenschaftler glauben zwar nicht, dass die Organisationsprinzipien der Benediktiner sich direkt auf Unternehmen übertragen lassen. Sie stellen allerdings fest, dass die meisten Governance-Systeme für Unternehmen interne Mechanismen wie Mitsprache oder intrinsische Motive wie Loyalität und Vertrauen vernachlässigten. Sorgfältige Selektion und Sozialisation – die Geschichte der Benediktiner zeigt es – biete eine mögliche Alternative zu Output-Kontrolle und externer Regulierung. „Sind Führungspersonlichkeiten sorgfältig ausgewählt und sozialisiert, kann Vertrauen externe Kontrolle ersetzen“, schreiben die Autoren.

Buchtipps

Jesuiten im Zweiten Weltkrieg

„Gegen die Russen kann man schon mit ganzer Seele dabei sein. Gottes Strafgericht wird nun über den Bolschewismus hereinbrechen.“ Diese Zeilen schrieb kein gewöhnlicher deutscher Soldat nach dem Angriff auf die Sowjetunion 1941, sondern ein Mann Gottes. Rund 700 Jesuiten dienten in Hitlers Wehrmacht. Der Orden hat für die Tübinger Kirchenhistorikerin Antonia Leugers sein Archiv geöffnet und erstmals eine externe Fachfrau die Feldpost seiner Kriegsteilnehmer sichten lassen.

Leugers' Buch behandelt „eines der heikelsten, wenn nicht das heikelste Kapitel neuerer deutscher Jesuitengeschichte“, wie Ordenshistoriker Klaus Schatz sagt. Es wird deutlich, dass es im Orden nicht nur aktive Widerständler wie P. Alfred Delp und P. Rupert Mayer gab, sondern eine eigentümliche Verstrickung in Hitlers aggressive Außenpolitik. Der Orden stellt sich dieser Geschichte und ist zugleich um eine angemessene Einordnung bemüht. Denn: Es handelt sich um „Zeugnisse von Sichtweisen, die heute kaum mehr vermittelbar erscheinen“, erläutert Schatz.

Die Kernthese der Forscherin: „Die Jesuitensoldaten kämpften ihren eigenen katholischen Krieg im Krieg Hitlers.“ Kurz nach Beginn des Russlandfeldzugs schrieb ein Ordensmann von der Front: „Ja eigentlich ist es mir recht, dass ich mit dabei sein kann und zwar ganz vorne; denn da fühlt man sich eher und leichter noch als Werkzeug Gottes, des Richters der Weltgeschichte.“ Die Jesuitensoldaten begriffen ihr Mitmarschieren als Erfüllung einer göttlichen Mission.

Dass Jesuiten auch ins Feld zogen, war 1939 kein Novum. Auch in den deutsch-französischen Krieg 1870/71 und den Ersten Weltkrieg waren Ordensmänner involviert, allerdings überwiegend als Sanitäter oder Seelsorger. Unter Hitler jedoch griffen sie auch zur Waffe – vielleicht nicht begeistert, aber pflichtbewusst. Verantwortung wollten sie tragen für Deutschland, erklärt die Historikerin. Für das deutsche Volk und das Land,

nicht für Hitler: „Alles für Deutschland, Deutschland für Christus.“ Das „Dritte Reich“ der Nationalsozialisten, das sie auch anfeindete, lehnten sie freilich ab.

Als weiteres Motiv für die aktive Kriegsbeteiligung verweist Ordenshistoriker Schatz auf ein spezifisch „jesuitisches Männlichkeitsideal“. Außerdem habe der Orden beweisen wollen, dass er nicht „undeutsch“ sei. Dazu kam ein gewisses Elitebewusstsein. Jesuitensoldaten hätten sich im Feld als „die besseren Kameraden“ verstanden, ergänzt Leugers.

Geistiger Nährboden war nach der Analyse der Historikerin eine auch in katholischen Jugendbünden der damaligen Zeit gepflegte „Kriegskultur“ mit entsprechenden Uniformen, Fahnen, Liedern und Aufmärschen. Selbst die Sprache sei kriegerisch gewesen: „tapfere und treue Soldaten Jesu Christi“, der „Heerführer Christus König“, sie zählten sich zum „Fähnlein Christi“, dem der „Endsieg“ gehöre.

Für eine Beteiligung von Jesuiten an Kriegsverbrechen hat Leugers keinerlei Belege gefunden. Doch vereinzelt waren sie auch in einem Polizeibataillon im „Partisanenkampf“ in Russland eingesetzt. Der Krieg wurde „hart“ geführt, für gewonnene Schlachten wurde Gott mit liturgischen Feiern im Feld gedankt.

Leugers und Schatz sind sich in der Bewertung der Quellen weitgehend einig. Der Ordenshistoriker verweist aber darauf, dass auch die Jesuitensoldaten der Zweifel bei ihrem Dienst an der Waffe begleitet habe. Die möglicherweise anfänglich vorhandene Begeisterung sei im Laufe der Zeit durchaus gewichen. Schatz zitiert aus einem Feldpostbrief vom März 1942: „Wilde Krieger sind wir geworden. (...) Es ist eine beschämende Inflation des Menschenwertes eingetreten. Der Mensch ist etwas vom Billigsten hier, insbesondere wenn er Infanterist ist.“

Christian Wölfel

Antonia Leugers, „Jesuiten in Hitlers Wehrmacht – Kriegslegitimation und Kriegserfahrung“, Schöningh-Verlag München, 240 Seiten, 34,90 Euro

Das Wunder der Barmherzigkeit

Eine Spende für Menschen in Not, das Kind der Nachbarn vom Kindergarten abholen, wenn die kurzfristig verhindert sind, jemanden an der Kasse vorlassen – immer dann, wenn Menschen einander spontan und ohne eine Belohnung zu erwarten helfen, ist „Barmherzigkeit“ am Werke. Das Wort mag im alltäglichen Sprachgebrauch so gut wie nicht vorkommen; die Haltung aber ist sehr lebendig. Vielleicht gebrauchen wir das Wort im Alltag deshalb nicht so gern, weil es – neben Heiligkeit und Gerechtigkeit – eine der drei Eigenschaften Gottes bezeichnet.

Elmar Gruber hat die Barmherzigkeit Gottes in den Mittelpunkt seines jüngsten Buches gestellt. In Gottes grenzenloser, an keine Bedingung geknüpfter, ewiger Barmherzigkeit sieht er die Erfüllung der Sehnsucht aller Menschen. Von dieser liebevollen Zuwendung Gottes zu allen Menschen erzählt er nicht in einer theologischen Abhandlung. Er nähert sich ihr in kurzen, meditativen Texten, auf vielen Seiten von ansprechenden Illustrationen begleitet. *„In Gott ist alles geborgen, alles geeint, / außerhalb von ihm ist nichts. / Auch wenn ich mich von Gott losmache – / er geht nicht weg, / auch wenn er nicht in Erscheinung tritt.“*

Auch wenn Gruber Gottes grenzenlose Liebe zu den Menschen in den Mittelpunkt seiner Gedanken stellt, entsteht doch kein weichgespülter Kuschelgott. Zum einen betont er, die Barmherzigkeit Gottes verpflichte den Menschen dazu, selbst barmherzig zu werden – und Gottes Barmherzigkeit durch sich wirken zu lassen. Und dass Barmherzigkeit nicht nur eine schöne Idee ist, sondern auch Anstoß erregt, wird deutlich, wenn er daran erinnert, dass sie allen Menschen gilt. *„Aber wenn am Ende alle im Himmel sind, / auch meine Todfeinde, / wofür plage ich mich dann? / Feindesliebe? Nein, danke!“*

Zum anderen hat auch die Fremdheit Gottes Platz in seinen Gedanken: *„Auch ich muss Gott immer wieder verzeihen, / dass er Gott ist, den ich absolut nicht begreifen kann, / dem ich aber aus vielen Erfahrungen heraus / trotzdem total vertraue. / Es lohnt sich, Gott zu vertrauen, / auch wenn ich ihn nicht verstehe.“*

Leid widerspricht in Grubers Augen der Rede von Gottes Barmherzigkeit nicht. Aber es bleibt Prüfstein für eine angemessene Gottesrede. Letztlich erhalte der Verstand keine plausible Antwort auf die Frage nach dem Leid. Aber die Erfahrung zeige, dass Menschen durch Leid nicht an Gott irre geworden, sondern ihm näher gekommen seien. Die Texte beschäftigen sich mit der Anwesenheit Gottes, mit seiner Nähe, mit Liebe und Leid, Tod und Auferstehung. Gruber fragt nach Gottes Nähe, nach den Möglichkeiten, Gott zu finden und zu erfahren, sowie nach Vergebung. Grubers Gedanken sind die Frucht langjähriger Reflexion und Berufserfahrung als Seelsorger, Religionspädagoge und Exerzitenleiter.

Das Buch ist das Vermächtnis des 79-Jährigen, wie sein Weggefährte Siegfried Kratz im Vorwort schreibt. Es lohnt sich, es zu lesen und sich von der einfachen, klaren Sprache ergreifen zu lassen. Grubers Texte lassen dem Leser Raum, sich eigene Gedanken zu machen. Wer sich darauf einlässt, macht sich auf einen spannenden Weg zu sich selbst – und zu Gott.

Elmar Gruber: Gott ist immer da. Über das Wunder der Barmherzigkeit, Verlag Don Bosco, München 2009, 95 Seiten, 14,90 Euro:

Die höchste christliche Tugend

Über kaum ein anderes Thema dürften so viele Bücher geschrieben worden sein wie über die Liebe – als allgemein menschliches Phänomen, aber auch über die spezifisch christliche Sicht der Liebe. Wie kann man da noch etwas Neues über die Liebe sagen? Der Abt der Benediktinerabtei Maria Laach, Benedikt Müntnich, erhebt mit seinem neuen Buch „Liebe will lebendig sein“ aber gar nicht den Anspruch, etwas wesentlich Neues zu sagen.

Es geht ihm vielmehr darum, eine „neue Nachdenklichkeit“ zu schaffen, denn gerade weil die Liebe derart zentral für den christlichen Glauben ist, gilt es doch, sie immer wieder neu zu bedenken. Und weil die Liebe eine so elementare Rolle für unser Leben spielt, weil Gott selbst nichts anderes als Liebe ist, muss die Liebe auch nach dem ganzen Reichtum ihrer Facetten wahrgenommen werden.

In diesem Bestreben zergliedert der Autor seine Betrachtungen aber nicht in einzelne, voneinander abgetrennte Segmente. Vielmehr wird das große Geheimnis der Liebe immer wieder umkreist, bis sich am Ende ein Gesamtbild ergibt. Dabei steht die wesentliche Methode dieser Überlegungen für den Autor von vorneherein fest: „Was Liebe ist, erkennen wir am besten im Blick auf Jesus Christus.“ Daraus wird zunächst vor allem klar, dass unsere Liebe immer antwortende Liebe ist, Antwort auf die Liebe Gottes, der uns zuerst geliebt hat. Weil Gott aber nicht nur mich, sondern auch alle anderen Menschen liebt, kann ich Gott nur lieben, wenn ich auch den Nächsten liebe.

Der Autor scheut sich nicht, es klar auszusprechen, dass Liebe somit nicht nur ein Gefühl ist, das man eben hat oder auch nicht - Liebe bedeutet im Umfeld des täglichen Lebens in jedem Fall auch Verantwortung. Liebe muss daher gelernt, geordnet, geläutert, geübt, immer wieder neu gelebt werden. Und in ihrer absoluten Radikalität, so wie Jesus seine Liebe zu Gott und den Menschen gelebt hat, führt die Liebe letztlich bis ans Kreuz - von dort aber auch weiter bis zur Auferstehung. Der Heilige Geist erfüllt die Herzen der Gläubigen mit Gottes Liebe.

Dieses Bild aus dem Römerbrief zeigt für den Autor in besonders schöner Weise, worum es geht: Der Einzelne verliert seine Individualität nicht, wenn er sich ganz der Liebe Gottes öffnet. Denn die Liebe Gottes, die nun in ihm wirkt, ist zwar nicht seine eigene, aber sie wirkt eben in seinem Herzen, so wie dieses ist, in der ganz zu ihm passenden und unverwechselbaren Weise. Im weiteren Verlauf des Buches werden aber nicht nur die grundlegenden Zusammenhänge von Leben, Liebe und Glaube theologisch durchdacht. Müntnich gibt auch viele praktische Hinweise, die helfen können, die Liebe im Alltag zu üben, von den aller kleinsten Lebensvollzügen bis hin zu Verzicht, Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft. Und schließlich wird auch darauf hingewiesen, dass die von Jesus gelebte Liebe bis zur vollständigen Hingabe ihren höchsten Ausdruck im Sakrament der Eucharistie findet.

Der Autor bezieht sich bei seinen Überlegungen immer wieder auf die Heilige Schrift,

besonders das Neue Testament, aber auch auf die Ordensregel des hl. Benedikt, der seinen Mönchen sehr praktische Unterweisungen erteilt hat, wie die Liebe zu Christus im alltäglichen Leben umzusetzen ist. So ist ein anschauliches Buch entstanden, das dem Leser viele Impulse zu geben vermag.

Benedikt Müntnich: Liebe will lebendig sein. Über die höchste christliche Tugend, Matthias-Grünwald-Verlag, Ostfildern 2009, 146 Seiten, 14,90 Euro

Standardwerk zur Franziskus-Forschung

Wien. Die deutschsprachigen franziskanischen Gemeinschaften haben ein neues wissenschaftliches Standardwerk zur Franziskus-Forschung herausgebracht: die „Franziskus-Quellen“. Auf 1.800 Seiten sind die Schriften des Franz von Assisi, Lebensbeschreibungen, Chroniken und Zeugnisse über ihn und seinen Orden in kritischer Bearbeitung und neuer Übersetzung zusammengetragen. Bei dem Werk handle es sich um eine Zusammenfassung der franziskanischen Forschung der letzten Jahrzehnte, so Fr. Paul Zahner, der an der Karl-Franzens-Universität in Graz lehrt und als einer von zehn Autoren an dem Werk mitgearbeitet hat. Die „Franziskus-Quellen“ bieten erstmalig eine Sammlung aller bedeutenden Quellen zur Geschichte der franziskanischen Bewegung des hohen Mittelalters in deutschsprachiger Übersetzung und mit ausführlicher Kommentierung. Neben den bisher bekannten Franziskanischen Quellenschriften beinhaltet das Werk auch zahlreiche neue Texte, u.a. etwa 80 kleinere Zeugnisse von innerhalb und außerhalb des Ordens oder auch päpstliche Erlässe und Chroniken. Die bereits vorliegenden Quellen wurden zum Teil neu übersetzt oder bearbeitet. Bereits seit Anfang der 1990er Jahre arbeiteten im Auftrag des Franziskaner-Ordens und später auch der Kapuziner und Minoriten Wissenschaftler an dem Band, darunter auch einige Mitglieder der Franziskanerprovinz Austria. Ein Zwillingsband, der zahlreiche Quellen zur Geschichte der heiligen Klara von Assisi in neuer Bearbeitung vereinen wird, soll folgen. Die „Franziskus-Quellen“ sind im Verlag „Butzon & Bercker“ erschienen.

Fortwirkende Kraft

„Keine Kraft geht in der Welt verloren, und nicht bloß die Seelen der Menschen sind unsterblich, sondern auch all ihre Handlungen; sie leben fort in ihren Wirkungen.“ An diesen Satz des Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz fühlt man sich erinnert, wenn man die Verse liest, die der Evangelist Lukas seinem vierten Kapitel voranstellt: Schon viele hätten es unternommen, darüber zu schreiben, was sich unter ihnen „ereignet und erfüllt“ habe. Lukas meint die Wundertaten Jesu und die geistige Kraft, die von ihm ausging. Ihm, Lukas, gehe es darum, die Zuverlässigkeit dieser Lehre zu bezeugen.

Unmittelbar danach berichtet er, Jesus sei, erfüllt von der „Kraft des Geistes“, nach Galiläa zurückgekehrt, habe in den Synagogen gelehrt und sei von allen gepriesen worden. Schließlich habe er auch seine Heimatstadt Nazareth besucht und in der dortigen Synagoge am Sabbat aus dem Buch des Propheten Jesaja vorgelesen: „Der Geist des Herrn ruht auf mir; er hat mich gesalbt - und gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe. Damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.“ (Lk 4,18-19)

Hier wird deutlich, dass Jesus sich in erster Linie zu denen gesandt wusste, um die sich sonst niemand kümmerte: zu den Armen, Gefangenen, Blinden, Lahmen – also zu allen, die irgendwie am Rande der Gesellschaft leben mussten. Ihnen galt seine ganze Liebe. Eine „Option für die Armen“, würde man heute sagen. Oder auch „soziales Engagement“ für jene, deren Würde mit Füßen getreten wird.

Die Großen der Kirche haben diese Haltung Jesu gegenüber den „verlorenen Schafen“ immer wieder betont: „Dem Hungernden gehört das Brot, das du zurückhältst, dem Nackten das Kleid, das du im Schrank verwahrst“ (Basilius). Oder Dom Helder Camara: „Teile dein Brot, ohne an die Zukunft zu denken, ohne zu sparen, als sei Gott selbst Herr aller Ernten dieser Welt.“

Die Leute von Nazareth hatten wiederholt von den Wundertaten des Mannes aus ihrer Stadt gehört, auch von den heilenden Kräften, die von ihm ausgingen. All das wunderte sie sehr, kannten sie ihn doch von klein auf, diesen Sohn des Zimmermanns Josef! Doch dann geschah etwas Außergewöhnliches: Jesus behauptete nämlich, das Schriftwort, das sie gehört hatten – „er hat mich gesandt“ – sei soeben in Erfüllung gegangen. Das löste einen Sturm der Entrüstung aus. Was sollten sie, die meinten, ihn besser zu kennen als alle anderen, davon halten? Manche schmiedeten mörderische Pläne. Aber Jesus ging einfach seines Weges, zu den vielen Anderen, die seinen Rat und seine Hilfe suchten.

Papst Benedikt XVI. schreibt in seiner ersten Enzyklika: „Die Liebe Gottes macht uns Mut, weiterzuarbeiten in der Suche nach dem Wohl für alle. Denn fern von Gott ist der Mensch unsted und krank, aber mit Gott voll wunderbarer Kräfte, die fortwirken für immer.“

P. Adalbert Balling CMM